Ein Ehestandsdrama.

Zweiter Band.

Ein Ehestandsdrama.

Roman

von

Franz von Nemmersdorf.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1876.

14. Ein verhängnißvoller Schritt.

Nie hatte das wolkenlose Tiefblau des Venetianer-Himmels Adriana so entzückt wie jetzt, nie ihr die Lagune so silberschimmernd geschienen und die Büsche des Lido so saftig grün. Heitere Wintertage begünstigten Ausflüge. Auf den weichen Polstern der unbedeckten Gondel, halbliegend an Otto's Seite, schaukelte sie sanft durch die Kanäle an den alten herrlichen Baudenkmälern einer untergegangenen Zeit vorüber. Um graues Gemäuer schlängelt sich Epheu, die blühende Kletterrose lugt freundlich aus ihrem Laub hervor.

Auch Adriana hat vom Kampfe um's Dasein gehört, von dem harten, eisernen Ringen des Menschen erst mit dem Menschen und dann mit dem Geschick.

Doch versteht sie die ernste Mahnung nicht. Ihr dünkt das Leben ein buntes, duftendes Blumengewinde.

Erste Liebe malte, zauberte einen Diamantnebel über eine graue Wirklichkeit.

Sogar das Wesen des Mannes war bis in die innersten Tiefen berührt, Adriana hatte sich an Otto's Augen gewöhnt; sein übriges Sein erblühte in neuer Jugendfrische, er befand sich in beständigem Taumel der Frau gegenüber, die mit verschwenderischen Händen des Reichthums Fülle über ihn ergoß.

Keinen Augenblick kam Otto von Adriana's Seite, er hörte mit scheinbarer Theilnahme die Geschichte ihrer einsamen Mädchenjahre — die Geschichte des jetzt durch ihn so herrlich gestillten Sehnens nach Liebe an.

Zuweilen überschattete sich Otto's Stirn; allein Adriana nahm dies in ihrer gehobenen Stimmung nicht wahr und das Glück überfluthete ihn stets rasch wieder, schwemmte auf goldenen Wogen die schwarze Sorge hinweg.

Alle das frohe Ereigniß betreffenden Geschäfte übernahm Cavaliere Costa.

Das Brautpaar hatte sich nur zu unterhalten und zu lieben; beides that es von Morgens bis Nachts.

Adriana zeigte Otto ihre festländischen Besitzungen in Fusina, am Ausgange der Lagune

harrte ihrer die Equipage mit vier schönen neapolitanischen Pferden bespannt, die den Kopf stolz trugen.

Rasch flogen sie durch die Gegend, bis sie in den euganäischen Hügeln den Sommerpalast erreichten. Hier war in der Orangerie ein reizendes kleines Mittagmahl bereitet. Bis dasselbe aufgetragen würde, führte Adriana Otto durch die von Paul Veronese gemalten Säle, an echten Antiken vorüber, zu den Ställen, aus deren Marmorrauffen edles Vollblut Hafer fraß.

Stärker umstrickte der Rausch des Mannes Sinne; — er lebte ein arabisches Zaubermärchen!

Als Knabe hatte er ein Hutzulenpferdchen besessen und war damit in den Karpathen umhergeritten; jetzt schwang er sich auf den Rücken eines Arabers, tummelte ihn vor den entzückten Augen der stolzen, schönen, hochgebornen Frau, die bald die Seine sein sollte, auf dem Grund und Boden, dessen Herr er zu werden im Begriffe stand. Vor einer Woche noch schlief er in feuchter, ungesunder Höhle, umgeben von allem Elend der Armuth; nun harrte seiner die fürstliche Halle. War es ein Wunder, wenn das Glück seine Sinne fieberhaft erregte und ihn mit einem Rausche erfüllte, den er vergebens mit edlem Rebensafte zu kühlen versuchte?

Den Abend öffnete sich noch spät Adriana's Loge in der Fenice, um bald der Mittelpunkt für die prüfenden Augen des ganzen Theaters zu werden.

Man entdeckte neben der jungen Gräfin ein neues Gesicht, — das Gesicht eines erträglich hübschen Mannes unter Dreißig.

Graf Momolo Partecipazio, vielfach interpellirt, leugnete, den Mann aus dem Monde, wie er ihn höhnisch bezeichnete, in der Loge seiner Cousine zu kennen.

Die Patriarchen humpelten neugierig herbei; sie vernahmen ein blaues Wunder; der Mann, den Niemand kannte, war der Verlobte der Gräfin Adriana Partecipazio!

Diese Erklärung bannte Momolo auf der Schwelle fest; der schlanke Patrizier, der seine Fünfzig so wohl trug, schien völlig erstarrt.

Indessen faßte sich der Vielgewandte rasch. Er trat vor, neigte sich über Adriana's Hand und flüsterte:

„Es scheinen die unbesonnenen Heirathen bei unserem Hause im Blute zu liegen. Irene ward glücklich verhindert, eine Thorheit zu begehen; — Du dagegen rennst blind in Dein Verderben!"

„Meine Mutter ward durch ein Verbrechen abgehalten, das sich ungestraft nicht ein zweitesmal

wiederholen dürfte. Ich will und werde glücklich sein, Vetter Momolo."

Purpurn glühten Adriana's Wangen, unwillig blitzten ihre Augen; Momolo errieth, daß Stefano gesprochen. Einen Schatten bleicher färbten sich die eigenthümlich durchsichtigen, lichtgelblichen Wangen des Venetianer Aristokraten; seine finstern Augen schleuderten düstere Blicke. Die Haltung verlor Graf Momolo Partecipazio auch nicht eine Sekunde. Er mischte sich unter die Patriarchen und führte mit diesen ein ruhiges Gespräch.

Später stieß Graf Momolo Partecipazio auf dem Korridor mit Fürst Bromberg zusammen. Letzteren hatte die Neuigkeit herbeigelockt, welche sich einem Lauffeuer gleich im Theater verbreitete.

„Hm, abgeblitzt, wie es scheint", dachte der Baron, während er seinem Bekannten in das unmuthige Gesicht blickte; „hat Der etwa gar sein eigener Vetter werden wollen!"

Fürst Bromberg legte die Hand auf Momolo's Arm, um ihn am Weiterschreiten zu verhindern.

„Empfangen Sie erst meinen Glückwunsch zu einem freudigen Ereigniß in Ihrer Familie, Graf! Wie heißt denn eigentlich der zukünftige Gatte unserer lieben Gräfin; Ihre Landsleute sprechen unsere deutschen Namen so unrichtig aus."

„Bedaure Durchlaucht; ich bin darin noch schlimmer als meine Landsleute; ich war niemals im Stande, mir irgend einen deutscheu Namen zu merken.“

„Wenn's ein guter ist, so kenne ich ihn jedenfalls.“

Mit der tröstlichen Versicherung trat Fürst Bromberg in Adriana's Loge.

Die scharfen Augen überflogen die Loge.

„Freiherr v. Ronneburg!“ wiederholte der ältliche Herr auf Adriana's Vorstellung; „ich kannte einen General dieses Namens.“

„Mein Vater“, stammelte Otto, eigenthümlich verwirrt.

„Ferner kannte ich zwei Söhne des Generals; einer davon hatte den sonderbaren Einfall zu konvertiren und Priester zu werden und der zweite fiel als Rittmeister bei Königgrätz.“

„Meine Brüder!“

Natürlich begnügte sich Fürst Bromberg anscheinend mit dieser Erklärung, allein innerlich dünkte es ihm, es sei etwas bei dem Manne mit den seltsamen Augen nicht recht richtig.

Den Abend war in der Fenice die Oper Nebensache; Jedermann beschäftigte sich mit Gräfin Adriana's glücklichem Freier. Dabei tauchten die

allerabenteuerlichsten Glossen über einen Mann auf, von dem eigentlich Niemand etwas wußte, mit Ausnahme vielleicht des Polizei-Chefs, welcher geheime Gründe besaß, über Otto zu schweigen.

Nach der Vorstellung strömte die kleine, gewählte Gesellschaft im aristokratischen Klub zusammen. Dort erfuhr Albert die unerwartete, unerhörte Kunde.

Er blieb äußerlich vollständig ruhig und spielte sogar seinen Robber ohne sonderliche Zerstreuung zu Ende.

Ernst wurden die Augen feucht. Er bewunderte das brave, unerschütterliche Herz. Albert hatte sein Mädchen verloren, Adriana, die er unter Allen zur Gefährtin für passend und würdig hielt. Ueber den jungen Vetter kam die Ueberzeugung, daß Albert die männliche Festigkeit nicht verlasse, wenn derselbe auch den gänzlichen Verfall seines irdischen Glückes schauen müsse. Bewunderung und Liebe für seinen Wohlthäter, seinen Freund wuchsen noch bei dem feurigen Jüngling; — zu beklagen blieb eigentlich nur Adriana. Hätte Albert früher gesprochen, dann mußte es anders kommen! Ernst hielt es für geradezu unmöglich, daß irgend ein Mann auf Erden Albert vorgezogen werden könnte.

Sobald sie sich allein befanden, in der Gondel

auf der Heimfahrt, ergriff Ernst seines Vetters Hand; gern hätte er das volle Herz ergossen, aber Zartgefühl hielt ihn zurück. Viele ungesprochene Worte lagen in dem warmen Händedruck, den die Beiden tauschten.

Ernst ahnte, daß auf die Prüfung im eigenen stolzen Innern noch manche andere für Albert folgen müsse. Die Gesellschaft in Venedig errieth Alberts Bewerbung um Adriana und billigte dieselbe; — nun ward ihm ein Fremder vorgezogen! Der bittere Kelch war voll, und die Welt stand dabei, um zu beobachten, ob Albert denselben leere, ohne sein Gesicht zu verziehen.

Nachts kam es Ernst vor, als vernehme er unruhige Tritte aus Albert's Schlafzimmer.

Am Morgen ertheilte der Majoratsherr seine Befehle in kühlem Ton, aß und trank — wie immer — und fuhr zum Spazierritt nach dem Lido.

Als die Vettern sich nach Tisch ins Billardzimmer begaben, suchten die milden blauen Augen ängstlich auf Albert's Gesicht. Ernst hing seinen Arm in den des Vetters; es war ihm, als müsse er Albert beschützen und bewahren. Letzterer lächelte eigenthümlich in einer Weise, die dem jüngeren Manne wehe that.

Wie vorauszusehen, hatten sich heute viele Herren im Palazzo Uchtenhagen eingefunden.

Cavaliere Costa trat zuerst auf Albert zu, — mit einer sehr wehmüthigen Miene. Der Appellationsgerichtsrath beabsichtigte, seine Unschuld zu betheuern, Adriana's Verblendung zu beklagen und vor Allem dem Majoratsherrn zu trösten.

Indessen forschte der gewandte Mann vergebens auf dem kühlen, ruhigen Gesichte, welches Gefühl er hauptsächlich herauskehren sollte. Es kam ihm eben noch zu rechter Zeit die Besinnung — eine unerwünschte Theilnahme sei einfach impertinent. Daher begnügte sich Costa, halb scherzhaft zu sagen:

„Sie kennen wohl schon die große Neuigkeit, Baron v. Uchtenhagen? Jedenfalls kündige ich Ihnen jetzt offiziell die Verlobung Gräfin Adriana Partecipazio's mit Baron v. Ronneburg an."

„Ich danke Ihnen für die Mittheilung, Cavaliere."

Jetzt drängten sich sämmtliche Anwesenden heran; Albert und Costa bildeten den Mittelpunkt der Gruppe.

„Die Geschichte kam ja höchst unerwartet! Erzählen Sie doch, ich bitte!" rief Graf da Mosta, seinen sehr hellen Bart mißhandelnd.

„Ich weiß kaum mehr als Sie, meine Herren!"

„Du, Albert, mußt doch als Nachbar und Hausfreund Ronneburg kennen?"

„Habe nicht die Ehre!"

„Hol mich der Teufel, wenn's eine Ehre ist!"

„Der Kerl soll ganz schäbig aussehen! Man sagt, er schielt! Er soll Schauspieler gewesen sein!" schrieen mehrere Stimmen durcheinander.

„So arg ist es nicht", vertheidigte sich Costa niedergeschlagen; „Fürst Bromberg kennt sogar Ronneburg's Vater und dessen Familie."

„Dafür kennt er diesen Ronneburg nicht", beharrte Graf da Mosta hartnäckig. „Der Fürst, der die eingefleischte Genealogie ist, versichert Jedem, der es hören will, General Ronneburg habe blos zwei Söhne gehabt und Gräfin Adriana's Freier sei keiner davon."

„Mit dieser Behauptung irrt sich Fürst Bromberg; ich besitze Beweise vom Gegentheil."

Die bestimmte Versicherung des Appellationsgerichtsraths bannte weitere Bemerkungen in dieser Richtung.

Allein Graf da Mosta gab sich noch lange nicht zufrieden.

„Mir geht es einfach nicht in den Kopf", begann er wieder. „Ich halte wohl dafür, daß so

lange man weder zugrunde gerichtet, noch krank sei, man überhaupt nicht zu heirathen brauche; — für Gräfin Adriana lohnte sich aber schon eine Ausnahme von der Regel. Hätte sie Albert genommen, dann fände jeder Mensch die Sache natürlich."

„Camillo! Gräfin Adriana ist vollkommene Herrin ihrer Wahl."

Der blonde Husar blickte erstaunt auf den Majoratsherrn.

„Du nimmst es kühl, Albert!"

„Thatsache bleibt, daß eben diesen Menschen Niemand kennt", bemerkte ein Dritter, „man weiß nicht, ob er plötzlich aus der Erde emporgewachsen oder vom Himmel herabgeschneit ist."

Ernst blickte verstohlen theilnehmend auf Albert; dieser stand brav im Feuer und versuchte nicht einmal, das Gespräch abzulenken.

„Leider hat Baron v. Ronneburg hier weder Verwandte noch Freunde und auch Gräfin Adriana ist trotz ihrer glänzenden Stellung ziemlich isolirt", versetzte Costa.

„Gräfin Adriana zählt alte, treue und ergebene Freunde", versicherte Albert.

„Wenn ich nur einen Brautführer hätte", jammerte der Appellationsgerichtsrath mit einem Seitenblicke auf Albert.

„Rechnen Sie auf mich!“

„O Baron von Uchtenhagen, wie vermag ich Ihnen zu danken!“

Endlich begab man sich zu den Bällen; aber die so muthig getragene Folter war darum noch nicht überstanden; ab und zu tauchte der peinliche Gegenstand wieder im Gespräche auf.

Ernst wurde förmlich krank davon! er setzte sich mißmuthig auf einen Eckdivan. Costa trat zu ihm.

„Mir ist die Geschichte so unangenehm als irgend Jemandem“, sagte der Appellationsgerichtsrath. „Adriana mußte geradezu wahnsinnig sein, um Ronneburg zu wählen, wenn die Möglichkeit vorhanden war, ich meine nur die entfernte Möglichkeit . . .“

„Aber weshalb suchten Sie dann Adriana nicht abzuhalten?“ bemerkte Ernst.

„Graf Komarski, Sie wissen noch nicht, wie es ist, wenn Frauen etwas wollen; Vernunft und Festigkeit bleiben dabei aus dem Spiele, dafür tritt riesenhafter Eigensinn ein. Sobald Adriana und Vittoria mich vereinigt quälen, bin ich zu Allem bereit.“

„Warum begünstigte denn Ihr Fräulein Tochter Ronneburg?“

Der Cavaliere verwünschte die Verirrung seiner Zunge.

„Junge Damen interessiren sich eben mächtig für Liebe", entgegnete er, „selbst meine Tochter ist von der allgemeinen Schwäche nicht frei, obwohl sie mehr Verstand besitzt, als die meisten Anderen."

„Sie ist geistreich, schön und liebenswürdig!"

Bei diesem Ausrufe erschienen die sonst bleichen Wangen Ernst's geröthet, die blauen Augen erglänzten in mildem Feuer.

„Auch wieder der Unrechte", dachte Costa mißmuthig.

Uebrigens betrieb der Appellationsgerichtsrath die Angelegenheit mit Eifer; Niemand gewann Zeit zu eigentlicher Besinnung bis die Glocken läuteten zum Kirchgange.

In der Sakristei der Hauskapelle des Patriarchen stand Otto allein in seinem schwarzen Frack, ohne Auszeichnung irgend einer Art. Er fühlte das Abnorme seiner Lage und schaute befangen durch sein Lorgnon, das nun seit den Tagen des Glanzes die Brille ersetzte. Doch nur wenige Augenblicke noch — dann war die Sache unwiderruflich!

Abgesondert von dem Bräutigam stand Albert hoch und stattlich, auf der breiten Brust das achteckige Maltheserkreuz. Ernst, Vittoria und Cavaliere

Costa befanden sich bei ihm, während die ergriffene Braut ganz nahebei auf einen Stuhl gesunken war.

Adriana vermochte sich von der Bangigkeit, welche sie erschütterte, keine Rechenschaft zu geben; es dünkte ihr, als ginge es zum Schaffot, nicht zum Traualtar.

Unzweifelhaft liebte sie Otto, aber — sie kannte ihn nicht und vertraute ihm nicht.

„Fassen Sie sich, Contessina!"

Die Stimme, deren musikalischen Vollklang sie nie vorher in diesem Maße empfunden, verleiht Adriana auch jetzt wieder einen Schein der Zuversicht.

Ihre zitternden Finger liegen auf einer festen Hand.

Die Stufen hinan bis vor den geschmückten Betschemel führt Albert die Braut; dann tritt er zurück und macht Otto Platz.

Jeder im übervollen Raume empfindet bei dem Akte eine Regung von Widerwillen; die schöne, diamantenstrahlende Braut paßt nicht zu diesem Mann!

Lange bevor der Patriarch seine wohlgesetzte Rede beendet, bricht Adriana zusammen; ihre Knie suchen die Polster des Schemels zum Halt.

Die Trauung verläuft ganz absonderlich traurig; außer dem Zukünftigen scheint Niemand mit der Sache zufrieden; die Braut weint, Vittoria blickt bleich und finster auf — Albert.

Hat sie die Freundin nutzlos geopfert?

„Adriana bereut", flüstert Ernst dem Vetter zu.

„Es wäre zu spät", erwidert dieser.

Leise gehaucht entschlüpft das bindende Ja den bebenden Lippen des Mädchens.

Nun stützt Adriana nicht mehr der sichere Arm von vorhin. — — —

Seite an Seite sitzen die Neuvermählten in der Gondel. Otto findet kein männlich ernstes Wort für das Weib, welches ihm ihr Glück, ihre Ehre anvertraut hat. Adriana weint still vor sich hin, Otto überlegt, wie viel Geld er nun besitze und wie viel Freuden sich damit erkaufen ließen.

Er sitzt nun dem Glück im Schoße. Was die wildeste Phantasie nicht zu ersinnen gewagt hätte, ist nun Wirklichkeit geworden. Zerstreut und erst auf Umwegen kehrt Otto zu ihr zurück, der er Alles, Alles verdankt.

„Beruhige Dich, Kindchen," flüstert er ihr zu, „Du hast mich nun für immer und immer!"

Sie betreten den Palast Partecipazio, in welchem Otto jetzt zuweilen ein Recht errungen.

Bei der reich besetzten Tafel treffen die Gäste wieder mit dem Brautpaare zusammen.

Ein Zufall hat den Armenier Stefano an Momolo Partecipazio's Seite gebracht. Adriana erbebt, als sie dies bemerkt; ihres Vetters dunkle unheimliche Augen haften finster auf ihr. Unwillkürlich, als wolle sie ihn beschützen vor mächtigen geheimen Feinden, drängt sie sich näher an Otto.

Der junge Gatte ist viel zu angenehm mit ihm bisher versagten Tafelgenüssen beschäftigt, um irgend einer Besorgniß Raum zu geben.

Er trinkt sogar, bis seine Stimme lauter schallt, als sich mit den Regeln der guten Gesellschaft verträgt und sein Lachen viel zu häufig kommt.

Ein männliches Auge, schärfer blickend als die junge Frau, durchschaut den — Abenteurer. Albert sitzt zu Adriana's Rechten; er hält das Gespräch mit Eifer aufrecht; will er doch Adriana verhindern zu entdecken, was ihr Schmerz bereiten muß.

Fürst Bromberg allein unter den Anwesenden plaudert vollkommen unbefangen, ißt und trinkt mit Behagen und findet noch Zeit zu beobachten, zu glossiren.

„War es nicht sonst Sitte in Venedig, den Cicisbeo gleich in den Ehevertrag aufzunehmen", wendet er sich scherzend an Momolo; „wir haben

auch hier bei Ihrer Cousine neben dem Gatten den Freund."

„Sonst pflegten unsere venetianischen Edeldamen keine fremden Abenteurer zu wählen", entgegnete der düstere Graf; „und ein vornehmes Haus ermangelte niemals des Arztes seiner Ehre."

„Es herrscht doch unleugbar eine strenge Logik der Thatsachen", wandte sich der deutsche Reichsunmittelbare an Cavaliere Costa; „diese Heirath scheint für Herrn v. Ronneburg ein unerhörtes Glück und — wer weiß, wie die Geschichte endet. Es wird einer großen Klugheit von seiner Seite bedürfen, sich zu halten."

„Wir sind Alle da, um über Adriana zu wachen, sie zu beschützen", versetzte der Angeredete mit ungewöhnlich scharfem Ton.

„Eine nette Lage für den Gatten", dachte der Weltmann. „Der Vetter ist bereit, wegen jeder Kleinigkeit zu Dolch und Gift zu greifen, der Rathgeber hält Requisitorien in Vorrath und hetzt den Mißliebigen vollkommen legal mit den Paragraphen des codex juris civilis bis — zum Hallali. Der Freund . . . hm! Alldieweil merkt der Hauptbetheiligte nichts und glaubt, auf den errungenen Lorbern ruhen zu dürfen; humaine betise, ton règne est éternelle!"

Währenddessen blickt Adriana öfter scheu hinüber nach — dem Freunde.

Ihr Herz klagt sie nun an, Albert häufig ganzunnütz mit Launen gequält zu haben, er liebte sie doch wahrscheinlich nie! Wie wohlthuend, wie balsamisch ist seine Freundschaft, wie edel vergibt er manch erlittenes Unrecht!

Das Hochzeitsmahl verfließt ohne einen Funken wahrer Fröhlichkeit. Die Gäste brechen allmählig auf. Zuerst empfiehlt sich Fürst Bromberg mit einem galanten Scherze.

Nachher tritt Stefano vor Adriana und legt ihr die Hand auf den Scheitel, indem er weich sagt:

„Seien Sie gesegnet, meine Tochter und glücklicher, als es Irene gewesen."

Das Auge der jungen Frau umflort sich, während es dem orientalischen Mönche folgt, der sich in seiner stillen Resignation entfernt, etwas gebeugter als sonst.

Der Affekt schlägt um, als das kalte, stolze, düstere Gesicht Romolo Partecipazio's mit den starren, wie aus lichtgelbem Marmor gemeiselten Zügen sich dem Adriana's gegenüber befindet.

„Meine schöne Cousine, Du hast Dir eine Nesselgeißel gebunden", flüsterte er; „ich meinte

wenigstens, meines Hauses Schande niemals erleben zu müssen."

„Unseres Hauses Ehre ist es allein, die meine Zunge fesselt, Vetter Momolo", antwortete Adriana bebend, „doch hüte Dich, gegen meinen Gatten etwas zu unternehmen."

„Sei ruhig; der Mensch ist sicher vor mir; aber es trifft die Zeit unfehlbar ein, in der Du Denjenigen für Deinen besten Freund halten würdest, der Dich von dem deutschen Bettler befreite."

„Nie! nie! ich liebe Otto!"

„Du bist nicht die erste Thörin, die am Hochzeitstage also sprach."

Nun folgt ein anderer Abschied; nur wenige, aber herzliche innige Worte werden gewechselt.

Seltsam, daß dies Scheiden Adriana so mächtig ergreift! Doch — sie sind ja nicht durchaus getrennt; die nächste Thür ist die Albert's.

Hätte Adriana's Hand nicht gezittert gleich Espenlaub, so mußte sie fühlen, daß auch die Albert's leise bebte.

Jetzt sind die neuen Gatten allein.

Adriana steht am Fenster und blickt träumerisch den Gondeln nach, wie sie von der Landungstreppe abstoßen; mit einemmale fühlt sie einen Arm um ihre Hüften.

Sie wendet sich jetzt lächelnd nach Otto um, der heute das Recht erwarb und die Pflicht übernahm, sie zu stützen, zu beschützen durch's Leben.

In seiner zärtlichen Umarmung löst sich freudig jede Spannung; Adriana ahnt auch nicht, daß Otto's Küsse ihr Feuer dem Johannisberger entlehnen.

„Dein!" murmelte sie leise an seiner Brust, „Dein im Glücke und im Unglücke — bis der Tod das Band löst!"

15. Noch ein Wiegenfest.

Der Besitz macht neun Zehntheile des Rechtes aus.

Otto ist jetzt im Besitze der Frau und im Genusse ihres Reichthums. Er trägt den Kopf in den Wolken, während die Füße über den Straßenkoth schreiten. Adriana ergeht es wie einem Käufer, der rasch und unbedacht einen Gegenstand von zweifelhaftem Werthe erwarb; sie wagt jetzt eben nicht zu vergleichen und zu prüfen, sie schließt einfach die Augen.

Adriana's innigster Wunsch ist, mit Albert gute Nachbarschaft zu halten. Die Möglichkeit einer Freundschaft zwischen Otto und Albert beseligt Adriana als freundlicher Traum. Auf ihr Verlangen hat ihr Gatte gleich in den ersten Tagen nach der Trauung dem Nachbar seinen Besuch abgestattet. Baron von Uchtenhagen befand sich nicht

zuhause. Bald darauf ließ Adriana Albert zum Mittagessen bitten.

„Der Herr Baron würde die Ehre haben zu kommen", berichtete Georg, als er im Vorsaale Erminia begegnete.

Hierauf hielten die Beiden einander gegenüber mit Gesichtern voll Neugierde, voll Mittheilungslust.

„Wie gefällt Ihnen der neue Herr, Signorina?" fragte der Kammerdiener.

„Mein Herr ist er nicht", antwortete das Mädchen schnippisch.

„Dies ist ein schwieriger Fall, ich denke als Gatte Ihrer Dame kann er Ihnen Befehle ertheilen."

„Welche ich mich hüten würde zu befolgen."

„Was hat er denn eigentlich ins Haus gebracht?"

„Nichts außer sich selbst und das ist wenig genug!"

„Wie kam der Contessina der unglückliche Einfall einer solchen Wahl?"

„Weiß ich es! ich war wie mit Blindheit geschlagen und dachte nur daran, die Kröte, die Gesellschafterin wegzubringen; dafür bekamen wir etwas weit Schlimmeres herein. Wir haben uns

entschlossen, sämmtliche Dienerschaft, ihm das Haus so heiß als möglich zu machen."

Die Idee behagte Georg; er verzog seinen breiten Mund zum Lachen.

„Es kommt nur darauf an, wie es Ihre Dame nimmt; tritt diese auf die Seite des Gatten, dann müßt Ihr doch nachgeben."

„In dem Falle gehen wir, so lieb uns auch unsere Herrin ist."

„Sie, das gefällt mir von Ihnen, Signorina Erminia. Sie sagten ehedem, als wir bei fröhlicherer Veranlassung als heute beisammen waren, Sie würden Ihrer Dame nur zur Ehe mit meinem Herrn die Erlaubniß ertheilen. Leider hat man Sie nicht befragt; aber Sie beweisen wenigstens Ihren Protest."

„Wie nimmt es der Herr Baron, daß ihm die geliebte Dame entging?"

„Mein Gebieter! der kann unmöglich um eine Frau trauern, Signorina, denn Jede im Lande möchte ihn haben."

„Nur freilich die Eine wollte eben nicht, welche die Rechte gewesen wäre!"

„Das wird zu Ihrem eigenen Schaden ausschlagen."

Erminia seufzte tief.

„Sehen Sie, Signorina, mein Gebieter blieb natürlich sehr ruhig, aber mir hat die Heirath großen Kummer bereitet!“

„Ihnen! wie so?“

„Weil ich mit der Verbindung unserer Häuser eine schöne Hoffnung vereinigte.“

„Signor, Sie halten mich auf!“

Die Zofe wandte sich auf ihren hohen Absätzen und damit war die Konferenz beendet.

Erminia begab sich nach dem Schlafzimmer ihrer Dame und unterzog sich mit Eifer der stets lohnenden Aufgabe, dieselbe zu schmücken. Heute sollte Adriana doppelt schön sein; Albert mußte in seiner Gleichgiltigkeit erschüttert werden.

Otto sonnte sich mittlerweile. Er hatte dies sein Tagwerk begonnen zu einer Zeit, als es den äußersten Scharfsinn erforderte, überhaupt zu leben; warum sollte er dies jetzt nicht thun als reicher Mann oder vielmehr als Gatte einer reichen Frau!

So saß Baron v. Ronneburg wieder auf der Riva und schaukelte sich auf einem Strohstuhle.

Heute war sein Wiegenfest; er hatte den Umstand seiner Gattin nicht mitgetheilt, wie er überhaupt stets ein kluges Schweigen über sich, seine Herkunft und seine Vergangenheit bewahrte.

Otto besann sich darauf, wie er heute vor

sechs Jahren in einer kalten, finstern Kammer gesessen und geweint hatte wie ein Knabe.

Alle die Stützen seines schwachen Daseins waren damals gebrochen: er sah sich allein, freundlos, verlassen, vollkommen fremd in einer fremden großen Stadt. Es fehlten ihm die Mittel fortzureisen und übrigens besaß er keine Heimath, sondern wäre überall gleich vereinzelt gewesen. Es mangelte ihm auch die Kraft, sich aufzuraffen, sich einen Weg zu bahnen, siegreich den Kampf um's Dasein zu führen.

An dem Tage vor sechs Jahren hatte Otto gewünscht, nicht geboren oder wenigstens mit Denen wieder aus der Welt gegangen zu sein, die seine Jugend beschützt.

Am zwanzigsten Geburtstage hatte Otto geschluchzt, als solle sein Herz brechen. Aber das Menschenherz vermag riesiges Weh zu ertragen; es brach nicht. Sechs Jahre fristete Otto ein elendes Leben. Die Summe von Erniedrigungen, Lügen, Schwindel, die er aufwenden mußte, um sich damit seinen Müßiggang und ärmlichen Unterhalt zu erkaufen, spottete jeder Berechnung.

Heute saß er dem Glück im Schoße, war er auf Lebenszeit in die Region des Glanzes und des Genusses erhoben.

Die wunderbare Wendung war nicht eine

Frucht freudiger Selbstthat, nein, sie geschah durch blinden Zufall.

Dem bequemen Fahrzeug beschloß Otto auch ferner sich ruder- und steuerlos anzuvertrauen.

Daß er selbst sich zwei mächtige Stützen schaffen könne, daran dachte er nicht. Er mußte Adriana's Liebe erwerben, die echte, auf Vernunft gegründete, nicht den flüchtigen Rausch eines bethörten Mädchenherzens; er mußte einen Platz einnehmen und ausfüllen in ihrem Leben. Otto scheute Arbeit, Anstrengung, Alles was ehrlichem Mühen glich, selbst zu einer Zeit, als ihn der Hunger häufig in dem Innern wühlte. Nun hielt er mit der Welt, die ja auch meint, durch die kirchlich-politische Trauung, durch die bloße Besitzergreifung sei der Bund besiegelt, sich für völlig versorgt. Seine juridischen Kenntnisse, wenn auch sehr bescheiden, reichten doch hin, ihn zu versichern, daß seine Ehe unauflöslich zu Recht bestände. Er war sicher, Adriana niemals zu mißhandeln und keine Odaliska jemals in den Palazzo Partecipazio einzuführen — die beiden einzigen Fälle, welche Adriana die gesetzliche Freiheit gäben, Otto wieder von sich zu stoßen.

Diese zwei Klippen würde der Ehemann stets umschiffen und im Uebrigen vogue la galère!

Die Sonne leuchtete heiter auf den goldenen Engel des Thurmes von San Giorgio Maggiore; Otto dampfte in süßem Frieden in die blaue Luft.

Im nebeligen England, beim deutschen Ofen brütet der Mensch finstere Gespenster aus; das mystische Mittelwesen zwischen Geist und Körper erkrankt; aber im Garten Europas, im Sonnenlande — da singt die damaltinische Wäscherin über der Kufe ihr frohes Lied, der Ragazzo in der Livrée der Armuth ist glücklicher als jenseits der Alpen ein Millionär.

Es begegnete Baron von Ronneburg etwas nach den Begriffen seines Vaterlandes Unpassendes, er brach laut in eine heitere Barcaruola aus; aber auf der Riva, unter den sangesfrohen Kehlen, nahmen einfach die Vorübergehenden die Melodie auf und — sangen mit.

Plötzlich kam das Lied zu schroffem Abbruche. Gleich dem Mittagsgespenst, das kein Hahnenruf verscheucht, tauchte ein bleicher Mädchenkopf vor Otto auf.

Um vollkommen glücklich zu sein, dürfte der Mensch auch keine Erinnerung besitzen!

Louise!

An die hatte er seit Wochen nicht gedacht.

Armes Mädchen!

Es gab doch eine Zeit, als sie sich herzlich gut waren und jetzt — doppelt unglücklich, hilflos verlassen.

In seiner delikaten Stellung als junger Ehemann durfte Otto Louise nicht in den Arm nehmen und trösten; — nein, er gab am besten jeden direkten Verkehr mit ihr auf und hielt Geliebte und Gattin sorgfältig auseinander.

Aber Geld konnte, durfte und wollte Otto der Unglücklichen schicken.

Otto hielt Geld für ein Universalmittel gegen alle Uebel; bei ihm wenigstens hatte es stets geholfen, daher beruhigte er sich nach dem großmüthigen Entschlusse; sein Gewissen war ein wohldressirter, durchaus kein lästiger Kamerad.

Indessen tauchte sogleich eine neue Schwierigkeit auf, nämlich die, baares Geld zu beschaffen. Dasselbe geradezu wenige Tage nach der Trauung von Adriana zu begehren, dazu fehlte selbst Otto die Stirn. Er hatte sich seiner Braut als zu wohlhabender Mann dargestellt, um jetzt schon die Maske zu lüften.

Uebrigens gab es jetzt genug andere Mittel. Der Araonsstab, der der Dürre des Mangels eine Geldquelle zu entlocken verstanden hatte, mußte unter

gegenwärtigen Umständen sich in ein Füllhorn des Ueberflusses verwandeln.

Otto schlenderte behaglich nach dem Platze; er stierte mit seinen eigenthümlich trüben Augen nach den Juwelenläden, nicht mehr mit den heißen hungrigen Blicken des Proletariers, sondern in dem angenehmen Gefühle des Besitzers, der eine Waare prüft.

Hierauf trat er in den Eckladen gegen die Merkurien zu. Dort kannte man Baron v. Ronneburg, dort hatte er den vom Mandarinen überbrachten Brillantring gekauft und, was noch wunderbarer war, er hatte denselben bezahlt.

Der Juwelier prüfte den Käufer, während dieser in Diamanten und Edelsteinen wühlte.

Der Vogel hatte sein Gefieder mächtig verändert.

Nicht mehr der verschämt über der Brust zugeknöpfte Rock, hinter welchem sich das Defizit der Wäsche barg, nicht mehr der zerknitterte Banditenhut auf dem Kopf. Jetzt blähte sich stolz eine weiße schneeige Fläche, von welcher Edelsteine blitzten; der feine, goldfuchsverbrämte Ueberzieher war nachlässig zurückgeschoben, auf dem wohlfrisirten Haare saß ein feiner Pariser Hut.

Baron v. Ronneburg sah ganz gut aus; weib=

liche Thorheit reicht weit, der schlaue Handelsmann zog seinen Schluß.

Otto hatte mittlerweile ein Paar funkelnde Brillant-Ohrgehänge ausgewählt und ließ sich herab, dieselben selbst in der Tasche fortzutragen.

„Schicken Sie die Rechnung Palazzo Partecipazio, doch soll sie nur mir eigenhändig übergeben werden; ich beabsichtige eine Ueberraschung für meine Frau“, mit diesen Worten entfernte sich Otto.

Er hatte anfänglich im Sinne, die Edelsteine anderswo loszuschlagen und das auf solche Weise erlangte Geld Louisen zu schicken. Nun vermochte er den Einflüsterungen seiner Eitelkeit nicht zu widerstehen, der Verlassenen den kostbaren Schmuck selbst zu geben.

So verfügte sich Otto in eines der niedlichen Zimmer bei Florian, schrieb einige Zeilen, siegelte das Päckchen und überließ sich hierauf im balsamischen Frieden eines guten Gewissens dem Genusse verschiedener Cigarren und verschiedener Gläser Cognac.

Mittelst des Gewühls auf dem Platz, das er durch die Glasthüren bequem aus seiner Ecke beschaute und mittelst des lebhaften Durcheinanderschwirrens der Unterhaltung, zwischen Bekannten und Unbekannten flohen die Stunden pfeilgeschwind.

Otto setzte sich in Bewegung nach dem Palazzo Partecipazio; das Entzücken hatte sich noch keineswegs abgenützt.

Bei leichten Füßen und leichtem Herzen scheute er einen kleinen Umweg durchaus nicht, sondern nahm die Richtung durch die Frezzeria, um einem ihm bekannten Gondolier das werthvolle Päckchen zur Bestellung zu übergeben.

Nachher blieb Otto eben noch Zeit heimzukehren und sich zum Diner umzukleiden.

Die Gatten trafen im Salon zusammen.

Adriana konnte nicht umhin, Otto zu sehr herausgeputzt zu finden; die Farben erschienen zu bunt, die Wäsche zu verziert, zu viel Juwelen blitzten dem prüfenden Auge entgegen. Adriana vermißte an Otto die edle Einfachheit des echten Gentleman.

Sie selbst trug einen schweren maisfarbenen Seidenstoff, mit reichem Korallenschmucke. Dieser Anzug ließ die Brünette weißer als sonst erscheinen, verlieh ihren Wangen erhöhte Frische und ihren Augen gesteigerten Glanz.

Otto sollte heute zum erstenmale als Hausherr auftreten. Seine Gattin empfand dabei einige Bangigkeit; es fehlte ihr ja doch das freudige Gefühl des Vertrauens, daß Otto überall auf dem

rechten Platze sei und Alles leiste, was man von ihm erwarten könne.

Ueberdies war Adriana ängstlich und eifersüchtig auf den Eindruck, den ihr Gatte auf ihre Freunde hervorbringe; sie wünschte ihre Wahl gebilligt und Otto geehrt zu sehen.

Nicht ohne Bewegung begrüßte Adriana den eintretenden Albert. Er entdeckte einen Schimmer auf ihrem Angesichte, den er früher nicht kannte. Verschwunden war das Sehnen des Mädchens, untergegangen in der Befriedigung der Frau und ein Anderer hatte Adriana dies Glück bereitet!

Albert that sich Gewalt an, ruhig — zu scheinen.

Nur fand er Adriana heut hübscher und anziehender als je. Mit sanfter Heiterkeit ergriff sie seinen Arm, sie ahnte nicht, wie wehe sie ihm that.

Otto ging linkisch auf Vittoria zu, um sie zu Tische zu führen; bevor er sie noch erreicht, hatte sie ihre Hand dem entzückten Ernst geboten.

„Wir müssen uns mit einander trösten“, sagte Cavaliere Costa zum Hausherrn und es zuckte wie Spott über das joviale Gesicht; „so sehr ich sonst die Damen liebe, bei Tische dünken sie mir eher eine Unbequemlichkeit; sie verhindern uns, die Aufmerk-

samkeit vollständig auf die eigentlich wichtigen Dinge zu lenken."

Während des Mahles beobachteten ein Paar scharfe Augen den Hausherrn; Vittoria fand neben ihrem Geplauder mit Ernst genug Zeit dazu.

Wieder begriff sie weniger als jemals die Möglichkeit, wie Otto über Albert den Vorzug erlangen konnte.

Der Majoratsherr sprach in seiner ruhigen, kühlen Weise mit Adriana.

Seit er nicht mehr der ihr von der eigenen Vernunft und von den Freunden aufgedrungene Gatte war, erblickte Adriana Albert in anderem Lichte. Freundlich, achtungsvoll hörte sie ihm zu; sie fand es gut, seiner Rede zu lauschen. Die klaren nüchternen Sätze fügten Verständniß zu Verständniß. Unwillkürlich erwärmte sich Albert's Wesen, die geistreichen grauen Augen des Mannes senkten sich tief in die sanften, braunen der Frau. Er trank die Schmeichelei ein, die in Adriana's Benehmen gegen ihn lag. Sie gelangte nun allmälig zur Erkenntniß seines Werthes, freilich — zu spät.

Neben der Befriedigung schoß ein jäher, wilder Schmerz durch Albert's Inneres; Vittoria und nur Vittoria errieth, was er litt.

Plötzlich waren die ruhigen, wohllautenden Töne von einem grellen Organe überfluthet.

Der Hausherr beliebte seine Weisheit auszukramen. Sicher besaß er an seinem eigenen Tische das Recht dazu und die ungewohnten edlen Weine hatten ihm das nöthige Feuer verliehen.

„Die Arbeit sei Pflicht für Jeden", dies war Otto gleichsam als Stichwort herübergeklungen aus Albert's Rede, der er nicht gefolgt. „Diese Ansicht theile ich nicht, Herr v. Uchtenhagen", erklärte Otto; „wozu soll der Mensch arbeiten, wenn er dem Reichthum im Schoße sitzt."

Eine Pause unangenehmen Stillschweigens trat ein; Niemand fand es der Mühe werth, Otto's Bemerkung aufzunehmen, nur in Vittoria's Augen blitzte es unheilvoll.

„Haben Sie die Güte uns mitzutheilen, was Sie für die allgemeine Bestimmung des Menschen halten?" sagte die junge Dame.

„Ich dächte, das wäre hinlänglich bekannt."

„Ebenso bekannt, als der Begriff von gut und böse, aber ohne die Annahme eines allgemeinen Sittengesetzes fallen all' jene Unterscheidungen in Nichts zusammen. Es bleibt auf der Welt nur mehr der blinde Zufall übrig."

„Ich glaube an einen guten Gott."

„Dem Sie eine traurige Rolle zu ertheilen, Herr v. Ronneburg."

„Hat die sechzehnjährige Weisheit einer jungen Dame all' die dunkeln Probleme durchdrungen?"

„Ihre eigene Beweisführung muß auf schwachen Füßen stehen, weil Sie zu Persönlichkeiten greifen."

Eine zornige Erwiderung schwebte auf Otto's Lippen.

„Ruhe!" fiel Costa ein, „verderbt mir die köstliche Pastete nicht; glaubt, was Ihr wollt, treibt, was Ihr wollt, nur haltet Frieden bei Tisch."

Der Appellationsgerichtsrath hatte den Streit für diesmal abgelenkt, allein Vittoria verfolgte darum ihr Ziel nicht minder eifrig. Sie griff jede Bemerkung des Hausherrn auf und verfolgte ihn mit scharfer, unerbittlicher Logik stets so lange, bis er einen Unsinn äußerte oder seine hohle Unwissenheit offenbarte.

Otto hatte sich trocken geredet und rief nach einem Glase Tokajer. Im selben Augenblick verlangte Albert Alicante-Wein. Der Kellermeister flog, die vom Majoratsherrn gewünschte Sorte herbeizuschaffen und vergaß die vom Hausherrn geforderte.

Mehr als eine Vernachlässigung war Otto von Seiten der Dienerschaft zu Theil geworden; er über-

legte dies mißmuthig, während sich die Gesellschaft erhob.

„Adriana, der Gatte Deiner Wahl ist ebenso arm an Wissen, als er es an Geld und Gut ist", flüsterte Vittoria der Freundin in's Ohr, als sie im Salon in freien Gruppen beisammen standen und Kaffee schlürften.

„Du hattest nie ein Wort gegen Otto, bevor ich ihn heirathete; warum sprichst Du jetzt?" entgegnete die junge Frau. Sie mochte Otto nicht vertheidigen, denn sie war selbst unzufrieden mit ihm.

„Hätte es etwas geholfen, Adriana, wenn ich Dir früher meine Meinung sagte? und dann kannte ich ja auch Baron von Ronneburg nicht so genau wie jetzt."

Adriana schwieg verstimmt; sie ließ ihre Blicke über das Gemach schweifen.

In einer Fenstervertiefunng plauderten Albert, Ernst und Costa dem Anscheine nach heiter zusammen. Otto stand allein, zu den Damen mochte er nicht gehen, denn er fürchtete Vittoria und die Herren vermied er, weil er aus Albert's eisiger, überceremonieller Artigkeit einen Schatten von Verachtung herauslas. Ueberhaupt beengte ihn Albert's Gegenwart stets; dieser war in der Lage, Louisen's Geheimniß zu erfahren und so ahnte Otto instinkt-

mäßig eine Gefahr, welche ihm von jener Seite drohte.

Auf solche Weise befand sich der Hausherr abgesondert, einsam, wie ausgeschlossen — er gewann Muße, Fliegen zu fangen.

Otto war und blieb der Fremde unter ihnen.

Albert kommt jetzt zu Adriana herüber und setzt damit weiteren Ueberlegungen ein Ziel.

Später werden sie durch den Eintritt eines Dieners in der immer vertraulich belebten Unterhaltung gestört.

„Dies brachte ein Gondolier zurück — für den Herrn Baron.“

„Schon gut“, unterbricht Otto die weitere Meldung und faßt den Gegenstand so ungeschickt, so verwirrt, daß derselbe zu Boden gleitet.

Der Appellationsgerichtsrath, der sich eben an Otto's Seite befindet, ist rasch dabei sich zu bücken; er wittert ein Indicium.

Das Packet ging von Otto aus, kam wieder als unbestellbar zurück; die Adresse war daher vermuthlich in Baron von Ronneburg's Schrift. Nun glichen aber die Züge denen der von Adriana erhaltenen Briefe durchaus nicht. Seither hatte Costa von Otto's Hand nur einige undeutliche Namensunterschriften gesehen, weiter nichts.

„Der andere Kerl, der die Hammelsrippchen verzehrte, ist der Verfasser und Schreiber der Briefe.“

So viel ward dem an Kombinationen gewöhnten Hirne des Cavaliere klar. Der Umstand mit dem Päckchen dünkte ihm „verdächtig.“

Otto riß dasselbe Costa aus der Hand und schob es rasch in die Tasche. Dann rannte er aus dem Zimmer.

Das sonderbare Benehmen des Hausherrn verblüffte alle Anwesenden; unwillkürlich erlosch das Gespräch und Jeder harrte Otto's Rückkehr.

Nach einigen Minuten der Spannung klingelte Adriana.

„Wo war der Herr Baron?“

Dieser befand sich eben im Begriffe den Palazzo zu verlassen, nachdem er einige Worte außen im Vorsaale mit einem fremden Gondoliere geflüstert.

Ohne Abschied von den Gästen! ohne seiner Frau ein Wort zu sagen!

Auch Costa besann sich plötzlich, daß er um Mitternacht in einer geschäftlichen Angelegenheit abreisen müsse und vorher noch Eines zu besorgen hatte. Er empfahl sich eilig.

Noch am Campo San Stefano erreichte er Otto; er hatte richtig geschlossen, daß dieser zu

einem geheimen Zwecke keine der Gondeln des Palazzo Partecipazio benützen würde.

Am nächsten Traghetto bestieg Otto eine Miethgondel, Costa that das Gleiche mit einer zweiten und setzte die Jagd fort bis zum alten Palazzo Capello.

„Dachte ich es doch! Er hat da oben gewiß ein Täubchen; — jetzt wollte er sich loskaufen mit einem Geschenk, das Täubchen aber schickt jenes zurück, pickt nun anstatt zu schnäbeln, droht vielleicht gar mit Entdeckung, und der saubere Gesell läuft hieher, um den Sturm zu bannen.“

„Arme Adriana!“

Weiter gelangte der Beobachter in seinen Betrachtungen nicht, denn Otto trat schon wieder heraus aus dem alten Palazzo Capello und sein Gesicht leuchtete weißlich im flackernden Scheine der Gaslaterne.

Mit wankenden Schritten bestieg Otto seine Gondel wieder und befahl: „Nach der Riva Tonda!“

In das kleine Restaurant fand der Appellationsgerichtsrath nicht nöthig, ihm zu folgen. Er kehrte mit finsterem, verschlossenem Gesicht in Adriana's Salon zurück, um Vittoria abzuholen.

Auch Albert war sehr ernst geworden; er und sein Vetter verabschiedeten sich ebenfalls.

Adriana befand sich nicht in der Stimmung, noch auszufahren. Sie setzte sich an den Kamin in der Camera bei Stucchi und harrte und harrte. Endlich ließ sie sich ermüdet und mit einem Anflug von Kopfschmerz entkleiden, um sich zu Bette zu legen.

Aber Adriana schloß kein Auge, bis spät schwere Tritte klangen.

Gleich nachher huscht eine weiße Gestalt über den weiten Vorsaal des Palazzo Partecipazio und — die zitternde Adriana sinkt auf Erminia's Bett.

„Was ist Ihnen, liebe, theure Contessa?“ fragt das treue Mädchen erschreckt.

„O Erminia! Otto ist betrunken! — Schweig' gegen Jedermann über mein Unglück und meine Schande!“

16. „L. F.“

Feuchte Abendnebel liegen auf dem Kanal Grande, rieseln unheimlich an den Façaden alter Paläste herab; es bietet sich ein Bild gleich dem Hades, durch graue Riesengespenster bewohnt.

Durch die schlecht geschlossenen Fenster der Gondel dringt bitter, scharf und beißend die Kälte herein. Cavaliere Costa hebt seine Füße auf den Rücksitz und zieht den Pelzrock dichter über der Brust zusammen. Eine Weile hält sein innerer Vorrath an Frohsinn und Lebenswärme an; später fällt er den trostlosen äußeren Eindrücken zum Raube.

Die Nachtfahrt dünkt ihm eine Qual, die Winterreise eine absolute Pein, das ganze Leben eine verfehlte, erbärmliche Geschichte.

Es sind wenige Reisende auf der Station.

Mißmuthig steigt der Appellationsgerichtsrath

in sein Coupé; er beachtete eine einzelne in Mantel und Schleier gehüllte Dame kaum.

Costa stützte seinen Kopf verdrossen in eine Ecke und wollte schlafen; die Kälte verhinderte ihn daran. Er bemerkte jetzt erst, daß beide Fenster offen standen. Ungeduldig riß er das seinige in die Höhe; die Dame saß unbeweglich, gleichgiltig.

„Beliebt es Ihnen, auch auf Ihrer Seite zu schließen?“ fragte der Cavaliere.

Sie that es ohne Erwiderung, gleichsam mechanisch.

Der Justizbeamte steckte sich eine Cigarre an, aber nicht, ohne daß er vorher seine Reisegefährtin artig fragte, ob sie das Rauchen nicht belästige?

„Nein“, erwiderte diese träumerisch.

Der Zug rollte langsam über die Lagunenbrücke; dichte Nebelmassen versperrten jede Aussicht. Die Zwei saßen wie von der Welt abgeschlossen.

Weil Costa nicht zu schlafen vermochte, dachte er, ein wenig Gespräch würde den Weg kürzen. Nicht abwehrend kamen die Antworten, doch so einsilbig und theilnahmlos, daß selbst in dem lebhaften Manne jede Lust zur Fortführung der Unterhaltung erlosch.

Er ärgerte sich über seine Reisegefährtin. Zu-

gleich flößte sie ihm einen gewissen Grad von Neugierde ein.

War sie jung oder alt? schön oder häßlich? vielleicht von den vier Extremen gleich weit entfernt?

Sie regte sich nie, sie suchte keine bessere Lage, sie beschäftigte sich niemals mit ihrem Gepäck, kurz, sie that nichts von alledem, womit gemeinhin die Menschen unterwegs die Einförmigkeit der Fahrt zu unterbrechen pflegen.

„Sollte sie wahnsinnig sein?"

Der Gedanke durchzuckte den Cavaliere und obschon er häufig unzweifelhaften physischen Muth bewiesen hatte, beschlich es ihn bei diesen Gedanken doch bänglich.

Seine verrückte Reisegefährtin konnte ihm in einem plötzlichen Anflug von Tollheit den Hals abschneiden.

Natürlich beschloß er nun, wach zu bleiben und auf seiner Huth zu sein. Aber gerade jetzt nahte der Schlaf, als ihn Costa nicht mehr suchte; — die Augen fielen ihm zu.

Erschrocken erwachte er.

Der Zug fuhr eben in die Bahnhalle von Padua.

Vorüber war es nun mit der Einsamkeit, mit der Finsterniß und der Stille.

Die verschleierte Dame saß unberührt von dem, was um sie her vorging, in ihrer Ecke.

Es waren fünfzehn Minuten Aufenthalt.

Cavaliere Costa trat in die Restauration und goß mit Behagen eine Tasse heißen Kaffee hinab. Mitten in der genußreichen Wärme-Empfindung fiel ihm die Frau draußen ein und er brachte ihr Kaffee an den Wagen.

Jetzt schlug sie den Schleier zurück und er sah, sie sei sowohl jung, als hübsch, nur sah ihr Gesicht tödtlich bleich aus. Erst blickte sie ihn an mit starren verständnißleeren Augen, nachher nahm sie die Labung und dankte matt.

In Padua stieg ein Bekannter Costa's in den Wagen. Die Beiden geriethen rasch in lebhaftes Gespräch und so beachtete der Appellationsgerichtsrath die Mitfahrende nicht weiter.

Erst in Verona wurde er wieder auf sie aufmerksam. Die Reisenden hatten bereits die Waggons verlassen, Costa suchte noch nach einem verlegten Päckchen. Als auch er endlich aussteigen wollte, bemerkte er die Fremde noch immer unbeweglich in ihrer Ecke.

„Wir sind am Ziele, Signora", versetzte der Cavaliere.

Sie erhob sich mechanisch gleich einem Automaten, der nur dem fremden Impulse folgt, und verließ den Wagen, ihre Reisetasche zurücklassend. Costa nahm dieselbe und reichte sie hinaus. Wortlos schritt die Dame neben dem Appellationsgerichtsrath bis zum Hotel „Le due Torre", in welches sie mit ihm eintrat.

Costa ließ sich rasch ein Zimmer geben und ordnete seinen Anzug. Zufällig trat er an's Fenster, das auf den Hof ging, und sah gegenüber seine Reisegefährtin. Diese saß, den Kopf in die Hand gestützt, vor dem Kamin und verbrannte Papiere, während ihre Augen mit stierem Ausdruck den leckenden Flammen folgten.

Der Justizbeamte schüttelte bedenklich sein Haupt; aber er war nicht nach Verona gekommen, die Handlungen einer Gestörten zu beobachten.

Die Notizen seiner Brieftasche prüfend, begab er sich an die eigene Aufgabe. Hierauf stärkte er sich und verfügte sich auf die wogende Straße der alten Stadt der Scaligeri.

In Zahlen und Berechnungen vertieft, beachtete er das bunte Bild des lebhaften Marktgetriebes auf der Piazza della Erba nur wenig, schritt unberührt

durch die ernste Größe über die Piazza dei Signori am düstern Grabmal des Can Grande vorüber. Innerhalb der schwarzen, zeitgeehrten Mauern hallten die Canzonen Dante Alighieri's, aber Cavaliere Costa hatte jetzt eben keinen Gedanken für „the great poet tis of Italy?"

Bald befand er sich im behaglichen Hintergemache eines Bankhauses in tiefer, geheimer Unterredung mit dem Chef der Firma.

Die Abwicklung ziemlich komplizirter Geschäfte nahm mehrere Stunden in Anspruch. Indessen gelang es dem gewandten Unterhändler, Adriana's einigermaßen bedrohtes Kapital zu retten und zwar auf dem Wege freundschaftlichen Uebereinkommens. Der Bankier behielt seinen Kredit, wodurch er vielleicht die sturmbewegte Barke noch bergen konnte im Hafen. So gut kamen die Beiden zurecht, daß der Börsenmann den Appellationsgerichtsrath zu Tische lud.

Lange und fröhlich tafelten sie zusammen; Costa bemerkte erschreckt, er stehe in Gefahr den Zug zu versäumen.

Die feurigen Renner des gefälligen Gastgebers brachten ihn nach dem Hotel, um seine Reisetasche zu holen.

Der Portier übergab dem Appellationsgerichts

rath den Zimmerschlüssel der mit ihm angekommenen Dame. Diese hatte den Auftrag dazu ertheilt und war fortgegangen.

Costa verwünschte den Aufenthalt, warf aber doch einen Blick in die Stube. Zwei Briefe lagen auf dem Tisch, daneben ein Zettel der folgende Worte enthielt:

„Sie waren gut gegen mich, ich wage es, eine letzte Bitte an Sie zu richten. Bestellen Sie die Briefe, bezahlen Sie meine Rechnung. Sie werden das nöthige Geld in meiner Börse finden.“

Costa bezahlte aus seiner eigenen Tasche, steckte die Papiere zu sich und übergab die Effekten der Unbekannten dem Wirthe zur Verwahrung.

Das Ganze schien auf Selbstmord zu deuten, allein dem Cavaliere mangelte die Zeit, Untersuchungen anzustellen und dann wünschte er auch natürlich nicht noch tiefer in die unangenehme, dunkle Geschichte verwickelt zu werden; auch wäre es schwer, nahezu unmöglich gewesen, die Unglückliche in der großen, volkreichen Stadt aufzufinden.

So fuhr er denn wieder eilig nach der Station, traf noch rechtzeitig ein und dampfte Venedig zu.

Unterwegs prüfte Costa die rasch eingesteckten Papiere.

Ein Brief trug die Adresse „Albert Freiherrn

von Uchtenhagen"; der zweite war überschrieben an „Otto Freiherrn von Ronneburg."

Costa räusperte sich mit einem bedenklichen Hm!

Die Sache betraf ihn doch näher, als er zuerst meinte, indem zwei Personen, beide in naher Beziehung zu Adriana stehend, darein verwickelt waren.

Ferner fiel noch ein zerrissenes Blatt heraus, auf dem stand undeutlich, kaum zu lesen, durch Thränen halb verwischt:

„Ich tödte mich und mein Kind, Du bist daran schuld . . . ich wollte heim, doch für Schande und Elend gibt es nur eine Lösung —"

Natürlich Einer der Beiden, aber welcher?

Der Justizbeamte beschloß, um eher eine Entdeckung zu machen, die unheimlichen Abschiedsbriefe einer Verzweifelten selbst zu übergeben und dabei das Benehmen der Empfänger zu beobachten.

Zu Hause empfing Vittoria den Cavaliere mit einem warmen Mahle zur Erquickung auf die kalte Nachtfahrt. Der Vater lebte mit seinem klugen Kinde auf vertraulich kameradschaftlichem Fuße. Daher theilte der Appellationsgerichtsrath Vittoria seine Erlebnisse in Verona mit.

„Natürlich vermuthe ich, daß der saubere Ronneburg der Hauptschuldige ist", schloß Cavaliere Costa,

„aber wie kommt dann Uchtenhagen in die Geschichte? und wenn ich bedenke — auch er hat geheime Gänge!“

„Selbst die Sonne hat ihre Flecken“, bemerkte Vittoria; „wegen des Wichtes Ronneburg wird es kaum Jemand der Mühe werth halten, sich zu tödten; doch dann ist unglaublich, daß Albert für die Person nicht sollte gesorgt haben. Es bleibt nur die eine Annahme, — in unserer Zeit herrscht Verwirrung in allen Köpfen, vielleicht hat sich das Mädchen die Möglichkeit einer Heirath vorgestellt; nun ist aber Niemand weiter als Albert von der modernen Thorheit einer unpassenden Verbindung entfernt.“

„Ich glaube, er ist überhaupt von jeder Heirath entfernt, seit ihm Adriana entging, und vermuthe fast, Uchtenhagen bleibt ledig.“

„Dies kaum. Albert pflegt stets nach Pflicht und Vernunft und niemals nach bloßer Laune zu handeln. Sicher hält er es für einen Mann in seiner Lage angemessen, eine Familie zu gründen.“

„Wir werden ja sehen; übrigens dünkt mir jedenfalls angezeigt, Adriana gegenüber zu schweigen.“

„Gewiß, Vater; sie ist durch ihren Gatten schon gestraft genug; wozu ihre Last vermehren?“

Hiermit trennten sich Vater und Tochter für den Rest der Nacht.

Am folgenden Tage, sobald es seine Amts-

geschäfte zuließen, verfügte sich Cavaliere Costa zu Adriana, um dieser über den Erfolg seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Nachher begehrte er eine Privatunterredung mit Otto.

Der Appellationsgerichtsrath wurde in das sogenannte Schreibzimmer des Hausherrn geführt.

„Teufel, was treibt der Kerl?“

Die frischen braunen Augen des Eintretenden hafteten zornig auf Otto's Beschäftigung.

Dieser drehte Knöpfe!

Die Tische lagen voll Handwerksgeräthe, Schmucksachen daneben, allerlei Pulver, nebst Bürsten und Lappen zum Trockenreiben bewiesen, daß Otto unter Anderm seine Mußestunden auch dazu benütze, Steine zu putzen. Ebenso hing ein beflecktes Seidenkleid über den Rücken eines Stuhles und scharf riechende Essenzen führten zu der Vermuthung, Baron von Ronneburg reinige auch Stoffe.

Otto fuhr bei dem Eintritt des Besuches verwirrt in die Höhe. Er hatte einen Hausrock an, der offenbar schlechtere Tage gesehen und starrte durch seine Brille, welcher er in der Einsamkeit seines Zimmers treu blieb, auf Costa.

„Ich liebe es, mich zu beschäftigen“, sagte Otto nach der Begrüßung, seine Verlegenheit verbergend.

„Wie ich sehe, und ausnehmend nützlich", entgegnete der Appellationsgerichtsrath mit leisem Spotte. „Ich würde mir auch nicht erlaubt haben, Sie zu stören, hätte ich Ihnen nicht etwas zu übergeben."

Arglos genug langte Otto nach dem dargereichten Briefe, doch kaum hatte er die Schriftzüge gesehen, als seine Hand in Zittern gerieth und sein Gesicht sich entfärbte.

Alldieweil ruhte ein scharfer Inquirentenblick auf dem Verwirrten.

„Signor Cavaliere, Sie sind ein Mann von Welt. . . ."

„Ja, aber ich habe niemals ein Mädchen in Verzweiflung getrieben und zum Selbstmord."

„Louise hätte sich getödtet, o mein Gott! sich und. . . ."

Otto sank auf einen Sitz und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, während seine Brust sich krampfhaft hob.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie leider Adriana's Gatte sind und diese von der ganzen sauberen Geschichte nichts erfahren darf!"

Nach den zornig gesprochenen Worten verließ der Justizbeamte Otto's Zimmer.

„Einer der schwachköpfigen, schwachnervigen Wichte, die sich stets von ihrem Temperament hin-

reißen lassen und nachher ihren eigenen Thaten nicht in's Angesicht zu schauen vermögen."

„Kein Zweifel", folgerte der Cavaliere, „Ronneburg ist der Schuldige! Aber was will dann das verrückte Frauenzimmer von Uchtenhagen?"

Eilig genug überschritt der lebhafte Mann den kleinen Raum, den die beiden Paläste trennten.

Wenige Minuten später befand er sich bei Albert.

Dieser nahm mit seiner kühlen Unbefangenheit den Brief aus Costa's Hand.

„Darf ich Sie um die Erklärung ersuchen, Cavaliere, wie Sie zu der Bestellung kamen?"

Der Appellationsgerichtsrath erzählte; Albert hörte ihm zu — kühl und ruhig.

„Doch lesen Sie gefälligst, vielleicht erfahren wir dann ein Geheimniß", schloß Costa.

Albert riß das Couvert auf, überflog die offenbar wenigen Zeilen und sagte dann in seinem unerschütterlichen Tone: „Ich danke Ihnen für Ihre Mühe, Cavaliere!"

Dies war karge Nahrung für Costa's Neugierde.

Dagegen brachten die Venetianischen Abendblätter folgende Notiz aus Verona:

„Gestern gegen Abend hat ein tragisches und

zugleich dunkles Ereigniß bei uns stattgefunden. Eine unbekannte Frauensperson, im Alter von etwa zweiundzwanzig Jahren, stürzte sich von der Brücke in der Vorstadt Veronetta in die Etsch. Ihre Röcke verhinderten die Unglückliche am Untergehen. Sie ward herausgezogen und in das Spital della Carità gebracht; dort gebar sie sogleich ein todtes Kind. Der Zustand der Unglücklichen ist höchst bedenklich; ihr Bewußtsein hat sie noch nicht wieder erlangt. Den Kleidern nach läßt sich auf eine Person des gebildeten Mittelstandes schließen. Die Wäsche ist mit den Anfangsbuchstaben L. F. bezeichnet. Dies bildet die einzige Spur für den Fall, daß die versuchte Selbstmörderin enden sollte, ohne ihre Vernunft wieder zu gewinnen, kaum hinreichend, den Schleier zu lüften."

Den Abend nahm sich der Appellationsgerichtsrath vor, die Beiden, an welche L. F. zuletzt noch geschrieben, im Auge zu behalten.

Otto fuhr nach der Riva Tonda, wahrscheinlich um sich dortselbst zu betrinken — aber Albert — der fuhr nach — Verona!

Was hatte der schweigsame Mann dort zu thun?

Der Schuldbeweis gegen Otto kam Costa wieder erschüttert vor. Jedenfalls stak auch Albert tief in

der Sache. Konnte nicht Ronneburg ein Verwandter der L. F. sein, die er vielleicht in ihrer bescheidenen Lage nicht anerkennen mochte und Uchtenhagen war doch der eigentliche — Thäter!

Indeß war es Costa gelungen, die Identität der L. F. mit einem aus dem Palazzo Capello verschwundenen Mädchen, der Gouvernante des Bankdirektors Lonigo, einer Deutschen, Namens Louise Forstner herzustellen.

Soviel brachte er heraus, nicht mehr!

Zwei Herren hatten zuweilen, aber selten Louise besucht. Das Signalement paßt genau auf Otto und Albert!

Uebrigens verließ, wie jetzt herauskam, auch das Mädchen öfters Abends heimlich die Wohnung.

Mit wem kam L. F. dann zusammen? mit Otto oder mit Albert?

Der Appellationsgerichtsrath nahm sich vor, dies Räthsel wo möglich zu lösen.

17. Der Ball beim Fürsten.

Der Karneval hatte begonnen, der klassische Karneval von Venedig. Fürst Val di Savoya wollte denselben durch ein glänzendes Ballfest inauguriren. Bei dieser Gelegenheit sollten auch Adriana und Otto zum erstenmale als Gatten in der Welt erscheinen.

Ronneburg war an dem bestimmten Tage sehr spät und mit heftigem, einseitigem Kopfschmerz erwacht, was vielleicht in der vorhergegangenen Abendlibation genügende Erklärung fand.

Erst zum Diner in der Abendstunde wurde der Hausherr sichtbar.

Das Ehepaar speiste heute ausnahmsweise allein und im Negligée, weil nachher zum Balle große Toilette gemacht werden mußte.

Adriana's Schlafrock bestand aus weißem Kaschemir und kleidete sie vortrefflich. Otto trug

eine alte Steirer Joppe, war mit seiner Brille bewaffnet und sah einfach schäbig aus.

Zuweilen streifte Adriana's Blick unzufrieden den Gatten. Hatte er vor Allem das Recht, die ästhetischen, das Leben verschönernden Rücksichten gegen sie aus den Augen zu lassen? Sie verglich damit Alberts stets form=, stets anstandsvolles Wesen.

Der Herr Baron von Ronneburg dachte anders!

Er saß jetzt schon lange genug warm im Neste, um sich vollständig als beatus possidens zu fühlen. Nebenbei empfand er aber nebst physischem Mißbehagen aus gänzlich verschiedenen Gründen einen dumpfen Druck im Innern, litt unter dem Gefühl des begangenen Unrechts und zwar eines doppelten Unrechts, eines schwereren gegen das thörichte Mädchen, welches ihm vertraut hatte; eines leichteren gegen das Weib, das ihn, nicht minder thöricht, zum Gatten gewählt.

Nun hatte aber Otto bei den wechselvollen Erfahrungen seines Lebens gefunden, daß eine falsche und schlimme Lage sich für den angreifenden Theil wesentlich verbessere.

So saßen sich beide Gatten elektrisch geladen gegenüber.

Es bedurfte nur eines sehr geringen äußern Anstoßes zum Losbruche.

Giovanni stand steif und aufrecht hinter dem Stuhle seiner Gebieterin, ihr Glas füllend, für Otto that er dies nicht, auch in Gegenwart von Gästen nicht.

„Deine Diener vernachlässigen mich“, formulirte Otto seinen Anklageakt.

Ein seltsam verwunderter Blick maß den Gatten.

„Wie wäre es, wenn Du sie entlassen und lauter neue annehmen würdest, die mich gleich als Herrn vorfinden.“

„O nein! sie sind Alle anhänglich und treu; aber ich will mit ihnen sprechen.“

Adriana hielt Wort, sie nahm nach Tisch Erminia vor, denn sie vermuthete, daß der Hauptwiderstand von der hübschen und eigenwilligen Zofe ausging.

„Mit solchen Lappereien kommt er zur Contessa“, bemerkte Erminia, ihren frischen Mund geringschätzig aufwerfend.

„Ja, wer sollte sonst Ordnung schaffen im Hause als ich?“

„Wenn man ein Mann ist, ein echter Mann, dann hilft man sich selbst. Nehmen Sie an, Sie

hätten Baron von Uchtenhagen geheirathet, nicht als ob ich es für möglich hielt, daß ihm Jemand die schuldige Ehrerbietung versage; aber geschähe es dennoch, glauben Sie, er wäre dann zu der Contessa gekommen sein, sich zu beklagen?"

Erminia hatte Recht, Adriana bekannte sich dies unmuthig; gleichwohl fuhr sie in ihrer lästigen Pflichterfüllung, dem Auserwählten eine anständige Stellung im Hause zu verschaffen, fort.

„Ich muß darauf bestehen und es befehlen, daß Baron von Ronneburg mit Achtung behandelt werde."

Die Kammerjungfer schüttelte den hübschen Kopf.

„Wenn ich einen Mann hätte, dann verlangte ich von ihm, daß er mich beschütze, mir die Unannehmlichkeiten fern hielte und mir das Leben erleichtere."

Unwillkürlich griff Adriana in peinlichem Gefühle an die Brust.

„Beachte meine Worte, Erminia, und theile sie den Uebrigen mit."

„Ich sehe, wo das hinaus will, Contessa; Herr Baron von Ronneburg will uns vertreiben, er beabsichtigt an die Stelle von Ihnen ergebenen Leuten seine Kreaturen zu bringen, vielleicht soll

irgend ein ärmliches Fräulein aus der Verwandtschaft meine Stelle erhalten?"

„Erminia!"

„Wir weichen schon Alle zusammen; es war eine Ehre, in solchem Hause zu dienen; uns steht die Welt offen!"

„Ist das Deine gerühmte Anhänglichkeit?"

„Für die Contessa lassen wir das Leben, aber . . ."

Die Rede erlosch in krampfhaftem, wildem Schluchzen.

Adriana haßte Scenen, haßte alle Veränderungen und ließ sich ungern in ihrer behaglichen Bequemlichkeit stören.

Sie goß selbst kaltes Wasser in ein Glas und reichte es der Erschütterten als Beruhigungsmittel. Der Auftritt endete damit, daß Erminia ihrer Dame feurig die Hand küßte und Beide verstanden, sie würden sich niemals trennen.

Ein Gefühl von Beschämung über ihren Gatten blieb in Adriana zurück.

„Das soll er mir büßen!" schwor sich die hübsche Zofe, siegreich hinaussegelnd.

Der Zwischenfall hatte die Balltoilette verzögert; es wurde spät, ehe die Gondel mit der Herrschaft vom Palazzo Partecipazio abstieß.

Mittlerweile standen die Wasserthore eines großen, stattlichen Palastes weit offen; die hell erleuchtete Fronte desselben glänzte auf das stille, finstere Wasser des Canal Grande nieder.

Haufen von Neugierigen drängen sich auf dem engen Fondamenta, in Gefahr herabzustürzen, nur um die geputzten Damen aussteigen zu sehen. Manche unter den Geladenen huschen auch als bescheidene Fußgänger durch die Seitenpforte im Gäßchen, denn das wohlfeilste und bequemste aller Fahrzeuge ist beiweitem nicht mehr allgemein in der sparsamen Lagunenstadt.

Einige besonders Glückliche, besonders Neugierige und besonders Kecke haben sich bis in die Vorhalle durchgedrängt. Es sind Bekannte der Dienerschaft und werden deshalb im Palaste geduldet.

Darunter befindet sich eine Kleidermacherin, angeblich Fachstudien halber hier, ein Friseur, der so viel mit den Köpfen der Damen zu thun hat, daß er sich selbst halb zur Gesellschaft zählt, und ein etwas schmieriger Geselle, dessen Hände männliches Kinn zu bearbeiten pflegen.

Unfern der Gruppe hält sich ein Mann in einen Mantel gewickelt. Das Geräusch der Beisammenstehenden hat etwas Lehrreiches für ihn;

Personen und Verhältnisse wurden auf solche Weise dem Unbekannten näher gebracht.

„Uchtenhagen's Gondel!" ruft der Haarkräusler aus.

Peppo, in seines Gebieters historische Farben gekleidet, öffnet das Felce; der Herr steigt aus, kühl und selbstbewußt; ihm folgt Ernst.

Albert nimmt den Hut ab vor der knixenden, häßlichen, kleinen Kleidermacherin; dann tritt er artig zur Seite, um der eben eingetroffenen Vittoria den Vortritt zu lassen. Das Gesicht des Mädchens röthet sich leicht. Ernst versäumt die Gelegenheit nicht, an die Seite von Cavaliere Costa's Tochter zu gelangen, aber sie hört nur zerstreut auf seine Worte, ihre Aufmerksamkeit folgt einer sehr ruhigen, sehr kühlen Stimme.

Der Majoratsherr kommt mit dem Appellationsgerichtsrath hinter dem jungen Paar.

„So ein Ball ist eine wahre Strafarbeit", versetzt Costa, „Vittoria hatte einen tüchtigen Strauß mit mir auszufechten, bis sie mich herbrachte."

„Sie hätten, gestatten Sie mir es Ihnen zu sagen, Cavaliere Costa, Unrecht gehabt, wegzubleiben; auch die Gesellschaft besitzt gegründete Forderungen an uns. Es ist ganz gut, wenn man sich zuweilen außerhalb geschäftlicher Beziehungen sieht

und gegenseitig nähert. Viel von unserer modernen Verwirrung rührt davon her, daß Jedermann auch die mindeste persönliche Unbequemlichkeit scheut und den ihm gebührenden Platz nicht entschlossen einnimmt."

Begierig trinkt das Ohr des Mädchens Albert's Worte.

„Was für ein Mann!" denkt Vittoria. „Sogar das Kleinste übt er in ernstem Sinne und thut in jeder Lage genau, was er soll. Albert ist ein Fels und die meisten Menschen sind rollender Sand!"

„Was für ein Herr!" ruft auch der Bader unten an der Treppe. „Es ist doch etwas Schönes um ein großes Vermögen, von dem ein nobler Gebrauch gemacht wird. Baron von Uchtenhagen lebt und läßt leben!"

„Die einst von ihm heimgeführte Frau ist zu beneiden!" die Nähterin seufzt dies.

Das Geschick der Gattin des Majoratsherrn dämmert in ihrer Einbildungskraft zauberisch auf — voll Wärme, voll Licht!

„Es lag noch vor Kurzem die Vermuthung einer passendeu Verbindung nahe", bemerkt der Friseur, sein weises Haupt bedächtig schüttelnd.

Mehr sagte er nicht, denn Verschwiegenheit

dünkt dem vertrauten Besucher vornehmer Häuser als zum Geschäft gehörig.

„Wär' ich an Uchtenhagen's Stelle", denkt der im Mantel, „was für ein Held wollte ich sein! Erstens würde ich nicht mit dem Vater hinterdrein gehen, sondern der hübschen, jungen Dame vorn huldigen und dann müßte ich alle Menschen glücklich sehen, jedem armen Teufel helfen!"

Hier schlägt die Phantasie unlustig in die Wirklichkeit über. Der im Mantel besinnt sich auf manche von ihm begangene schmutzige Handlung, aber die Verhältnisse hatten ihn niedergezogen. Tugenden bedürfen eben einer gewissen geschützten Lage, um zu reifen, — wie edles Obst.

„Was nur ein so alter gemalter heiliger Leib auf dem Ball thut? Die bliebe doch besser zu Hause!"

Der Bader spricht wieder.

„Das Kleid stammt aus dem vorigen Jahrhundert", versetzt die Schneiderin verächtlich.

Der Friseur blickt geringschätzig auf die Gräfin da Mosta, die eben die Treppe hinaufsteigt; denn diese Dame pflegt stets bei der Herrichtung ihrer Perrücke zu markten.

Der im Mantel blickt jetzt auf ein anderes Paar und er thut dies mit solcher Heftigkeit, daß ihm die Augen förmlich aus den Höhlen quellen.

Den gebrechlichen Alten sieht er zum erstenmal, aber das kraftvoll gebaute, üppige weibliche Wesen, welches den Greis die Treppe hinaufschleppt, weckt Erinnerungen. Das Andenken an längst untergangene Jugend erwacht wieder. Es waren die nämlichen negerartig krausen, schwarzen Haare, dieselbe keck aufgestülpte Näse, die unruhigen Augen; nur der bauschige Seidenstoff, die Spitzen, die Edelsteine wollen nicht stimmen zum Bilde von damals. Auch sind die Jahre nicht so spurlos an der Frau vorübergegangen, daß der Mann im Mantel seiner Sache nicht ganz sicher sein kann.

Uebrigens treibt eben jetzt eine eigenthümliche Bewegung der Dame jeden Zweifel hinweg.

„Lena!" ruft der im Mantel, seiner selbst nicht mehr mächtig.

Die wohlbekannten Augen starren ihn nun an; das Gesicht, das so oft an dem seinigen geruht, ist jetzt drohend nach ihm gekehrt; keine Muskel gibt nach in der entschlossenen, harten Miene.

„C'est homme est feu au ivre!" wendet sich die Dame an den alten Herrn und zerrt diesen etwas rascher als vorher die Treppe hinauf.

Ihr Französisch klingt keineswegs echt.

„Selbst die Geliebte verleugnet einen armen Teufel!" denkt der unbekannte Ritter.

„Contessa Partecipazio's Gondel!“ kündet der Haarkünstler an.

Eine schöne, stattliche, reichgekleidete Dame steigt aus und dann folgt — nein, diese Begegnung erscheint noch unwahrscheinlicher als die vorige, und Der im Mantel ist entmuthigt. Er drängt sich nicht mehr vor in die Region der Glücklichen, mit denen er nichts gemein hat.

Das Licht fällt grell auf ein nicht eben häßliches abgelebtes Gesicht.

„Fabri! alter Junge, wie geht es?“

Otto hält dem Ueberraschten und freudig Bestürzten die Hand hin.

„Besuchen Sie mich“, fügt er gnädig hinzu.

Sein Glanz gewinnt doppelten Werth, wenn er ihn Solchen weisen kann, die Zeugen seines Elend's gewesen sind.

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron“, stammelte der Angeredete verwirrt.

Adriana steht nun ungefähr eine Minute im Zuge; sie blickt ungeduldig auf ihren Gatten und prüfend auf dessen Bekannten.

Seltsame Gäste ließ sich Otto beifallen, in ihr Haus einzuladen.

„Ein Freund von mir, ein guter Kerl!“ erklärt

Otto, neben seiner Frau nachlässig die Treppe hinauf schlendernd.

Adriana's Wangen brannten wieder in lebhaftem Roth. Die Gluth ihres Antlitzes hatte jedoch nichts mit Liebe noch mit Freude zu thun und kam seit ihrer Ehe häufig.

„Wer waren Sie vorhin?" fragt nun Fabri die Gruppe um ihn her; „ich meine den alten Herrn und die Dame in dem gelbseidenen Kleide."

„Reiche Ausländer; erst seit Kurzem in Venedig", entgegnete der Haarkräusler; „Fräulein von St. Alban und ihr Herr Vater; sie besuchen heute zum erstenmale Gesellschaft."

Fabri verstand das, was er vernahm, mit dem, was er für gewiß hielt, nicht recht zusammen zu reimen. Indessen fühlte er sich heute unfähig, seine Aufgabe länger zu verfolgen. Er war nämlich heute gewerbsmäßig gekommen, gleich der Putzmacherin. Dr. Rudini hatte ihn schließlich an die Luft gesetzt und er brachte sich nun als Schreiber in einem Amte mühsam fort. Daneben schrieb er Novellen aus der fashionabeln Welt und zu dem Zwecke studirte er die gute Gesellschaft — auf der Treppe.

Jetzt schlich er traurig davon . . .

Oben rauschen die Saalthüren auf.

Eigenthümliches Geflüster begrüßt die Ankommenden, es verstummt aber augenblicklich, sobald sie vorwärts treten. Das Wunder von Adriana's Wahl hatte seine neun Tage längst überlebt und man sprach doch noch immer davon.

Ein großer Spiegel wirft das Bild einer schönen Frau zurück, dunkelrosa Damast steht der Brünetten vortrefflich, das kostbare Kleid ist mit Moosrosen übersäet, deren jede einen Brillant als Thautropfen trägt. Ein ebensolcher Kranz funkelt reizend im braunen Haare; um die hohe, schlank-üppige Gestalt schmiegt sich anmuthig ein leichtes Gewölk, es sind die berühmten Spitzen der Partecipazio, die manchen Würdenträger von San Marco geziert.

Daneben — doch nein, Adriana wendet den Blick unmuthig vom Spiegel . . .

Dies kommt von brieflicher Liebe! Hätte sie Otto rechtzeitig gesehen, bevor er noch ihre Mädchenphantasie umgarnt, hätte sie, auch dann noch als er kam, die Nothwendigkeit erwogen, mit ihm in einen festlichen Saal zu treten, sie wäre nimmer seine Gattin geworden . . .

Zwei Herren treten gleichzeitig Adriana entgegen.

Momolo Partecipazio mit langsamem, verdros-

jenem, Albert mit entschlossenem Schritte, so daß er sie zuerst erreicht und sie seinen dargebotenen Arm ergreift.

„Piantato Sgr. Conte!“ ruft Fürst Bromberg heiter.

Er hat amüsirt die kleine Scene betrachtet; der finstere Vetter tritt stumm zurück.

„Wohin befehlen Sie, daß ich Sie führe?“

„Zu Gräfin Lavagna, bitte ich.“

Der Ton klang so eigenthümlich weich, wie selten bei Adriana. Sie und Albert kamen sich offenbar näher — seit sie auf immer getrennt waren.

Wieder ruhten die Augen der Gesellschaft auf einem, diesesmal wohl zusammenpassenden Paare.

In stolzer Sicherheit ging Adriana neben Albert. Doch vermochten sie ihren Weg weder rasch noch ungehindert fortzusetzen. Beide waren Lieblinge der Gesellschaft; manches Lächeln, mehr als eine ausgestreckte Hand und zahlreiche freundliche Worte hielten sie auf.

Die fürstlichen Hallen des venetianischen Palastes boten in glänzender Beleuchtung ein prachtvolles Bild, das wohl an die Tage zurückzuerinnern vermochte, als in den Sälen des Dogenpalastes der Herzog seine Mitregenten, den vielköpfigen Souverän von San Marco, empfing.

Damals trug allerdings die ärmste Edelfrau allein am Finger für fünfhundert Dukaten Juwelen und die Großen der Erde strömten nach der prächtigen Dominante als zum Freudenorte Europas. Heute sind viele Steine nicht echt und es wird kein stolzes Herz mehr brechen, weil ihm Venedig sein goldenes Buch verschließt. Geld ist ein Schlüssel, der alle Thüren eröffnet und selbst der Schein des Besitzes reicht hin als Freibrief für Abenteurer.

Im zweiten Salon finden sich nur einzelne Damen, aber desto mehr Männer. Eine besonders reizende Frau mit dunkler Haut, blitzenden Augen und kleinen zierlichen Gliedern bildet den Mittelpunkt einer Gruppe. Ein halbes Dutzend Männer umringt sie. Das Gespräch betrifft Liebe, den Hauptfaktor des italienischen Lebens. Die Dame hebt eben das Bein etwas höher als nöthig und zeigt einen niedlichen Fuß.

„Unsere venetianische Schönheit", bemerkte Adriana lächelnd.

„Ich liebe nur große stattliche Figuren", entgegnet Albert gleichgiltig.

Wieder ein Zimmer weiter sitzen ernste Männer mit langen Bärten am Kamine. Es tragen die meisten stark ausgeprägt, was man in Europa fälschlich den orientalischen Typus nennt und was einfach

der israelitische ist. In diesem Kreise wird nicht die Kur gemacht, man langweilt sich mäßig und spricht von Geschäften.

Albert und Adriana setzen ihre Wanderung fort, sie kommen an russischen Fürstinnen vorüber, ehemaligen Tänzerinnen, und an englischen Familienmüttern, mit ihrer erschreckend zahlreichen Nachkommenschaft. Sonderbare Deutsche und verschiedene unklassifizirbare Leute vollenden das kosmopolitische Gemisch.

Endlich in einem innern Salon saßen die wenigen vornehmen Venetianer beisammen, die aus den Ruinen von San Marco noch Trümmer früheren Reichthums gerettet.

Eine bleiche magere Dame, in deren Hause die gehörnte Mütze des Dogen achtmal geglänzt, bildete den Mittelpunkt. Momolo Partecipazio stand bei ihr.

Bei dieser Gruppe verweilen Adriana und Albert.

In behaglicher Ecke, die den Blick auf den anstoßenden Ballsaal frei läßt und die festliche Scene genau zu übersehen gestattet, sitzen zwei alte Damen.

Die eine war schön gewesen wie ein Engel,

sie war es gewissermaßen noch. Um das rosig frisch angehauchte Gesicht rahmten sich schneeweiße Locken, die Augen hatten ihr Vergißmeinnichtblau bewahrt. Liebliche Züge sahen noch immer anmuthend unter der Haube von kostbaren Alençon-Spitzen vor; der dunkel veilchenblaue Sammt kleidete die volle Gestalt vortrefflich.

Gräfin Lavagna mochte ungeachtet ihres Greisenalters für eine Zierde des Salons gelten, sie war jung geblieben an Herz und Sinn. Sie gehörte einer Zeit an, in der Gesellschaft den Menschen Alles schien und die daher liebenswürdige, glatte Manieren über Alles pflegte. Das liebenswürdige Ehrenfräulein, an einem der damals noch so zahlreichen Fürstenhöfe Italiens, hatte dem Landesherrn ausnehmend gefallen und deshalb keineswegs die Gunst ihrer fürstlichen Dame verscherzt. Graf Lavagna hatte sich noch leidenschaftlich in sie verliebt als sie vierzig und er sechzig Jahre zählten. Alle früheren Anbeter blieben Gräfin Lavagna's Freunde. Wie in ihrer Jugend, war das Treiben der Welt auch jetzt noch ihr Eines und Alles.

Gräfin da Mosta bildete den genauen Gegensatz jener Dame; sie war nie hübsch gewesen und das Alter hatte sie sauer gemacht. Zuweilen sprach sie auch unter Augenverdrehen von Gräfin Lavag-

na's Vergangenheit, von deren frivol weltlicher Richtung.

Das Gedächtniß diente Gräfin da Mosta ausnehmend, wenn es veralteten Skandal zu berichten gab, der — Andere betraf. Dafür war ein nicht unwichtiger Vorfall aus ihrem eigenen Leben ihrer Erinnerung gänzlich entschwunden.

Die Dame kam einmal in der Dämmerung die Hintertreppe eines alten Palastes herab und glitt eilig durch die Landthüre, welche in ein entlegenes Gäßchen mündete; der unglückliche Zufall wollte, daß sie mit Graf da Mosta zusammenstieß. Nun war dieser keineswegs eifersüchtig, am wenigsten auf seine Frau; aber im ersten Stocke des Hauses wohnte Bankier Fiorentino, den ein dunkles Gerücht der hochmüthigen Dame zum Geliebten gab.

Graf da Mosta hätte vorgezogen, seine Frau nicht zu ertappen; sein eigener Gang vertrug durchaus keine nähere Beleuchtung; allein die eheliche Toleranz hat nothwenig ihre Grenzen, so fand sich der Gatte veranlaßt, seine Frau zu fragen, wo sie denn eigentlich herkomme?

Die Dame zögerte mit der Antwort, sie liebte den Ausdruck im Gesicht des Grafen nicht.

Während des kritischen Moments kam Gräfin

Lavagna aus dem nämlichen Hause — sie errieth die Sachlage sogleich.

„Was Sie gelaufen sind, Sofia", sagte sie vorwurfsvoll lächelnd; „die Luft dort oben unter dem Dache bei der armen Familie war Ihnen zu schlecht."

„Ja, Elena," erwiderte die Gerettete, „ich zog vor, Sie unten zu erwarten."

Graf da Mosta verneigte sich vor den beiden Damen und setzte friedlich seine Straße fort.

Die lange in gleichem Kreise verbrachten Jahre hatten eine gewisse Freundschaft zwischen den zwei so verschiedenen Damen herbeigeführt. Namentlich flüchtete in Gesellschaft Gräfin da Mosta gern ihre sehr unpopuläre Person in die Nähe der stets gesuchten, stets gefeierten Gräfin Lavagna.

Gräfin da Mosta hat eben ihr Lorgnon vor den Augen und mustert die Anwesenden mit bösem, stechendem Blick.

„Diese offiziellen Versammlungen gleichen doch dem Tempel zu Juggernaut", versetzte sie; „man trifft bei denselben ganz ungewöhnliche Personen an. Sehen Sie einmal da drüben die Kapitänsfrau in ihrem abgefärbten Hochzeitskleide.

„Was kümmert dies uns, Sofia? wir treffen ja doch auch unsere Bekannten."

Der Paradiesvogel auf Gräfin da Mosta's Perrücke schüttelte ein bedenkliches Veto zu solch' laxer sozialer Moral.

„Wer ist nun das wieder, die im gelben Kleide?"

„Fräulein von St. Alban!"

„Die französische Abenteurerin!"

„Es können ja ganz anständige Leute sein; der Vater zeigt einen Brief von Louis Philipp vor."

„Schöne Sicherheit das! Ich möchte nur wissen, wer jene Menschen einführte?"

„Ich!"

„Elena, Ihr Benehmen ist unverantwortlich!"

„Warum? ich lernte Fräulein von St. Alban bei einer Putzmacherin kennen; sie besuchte mich bald darauf und brachte mir feine französische Confitüren; zugleich bekannte sie mir den Wunsch, in Gesellschaft zu gehen."

„Einer abenteuerlichen Ausländerin geben Sie die Sicherheit unsere Söhne und Töchter preis."

„Sofia, ich stehe Ihnen gut dafür, Fräulein von St. Alban wird Ihren Camillo nicht stehlen, so wenig, wie die silbernen Löffel des Fürsten."

„Wer weiß! Sie standen ja auch für den Gondolier gut, der nachher seinem Herrn die Staatspapiere entwendete."

„Der arme Kerl dauerte mich; man muß einem Menschen Gelegenheit verschaffen, sich zu bessern!"

Eben gerieth Otto in den Gesichtskreis der beiden Damen. Natürlich hatte ihn Adriana in ihrem ganzen Umgangskreise bekannt gemacht; allein er besaß keine Eigenschaften, die ihn in gewählter Gesellschaft empfehlen konnten; auch liebte er den Verkehr mit Menschen, welche ihm nicht schmeichelten, keineswegs. Daher faßte Otto nicht Wurzel und Adriana erkannte unmuthig, daß es weibliche Kräfte übersteige, einen Mann empor zu heben — über sein wirkliches Verdienst.

Nun gibt es auf Erden kaum eine größere Wildniß, als einen übervollen Raum ohne Bekannte.

Otto spielte, seit ihn Albert bei Adriana abgelöst, eine traurige Figur.

Das Gewicht seiner eigenen Person ohne Stütze zu tragen wurde ihm beschwerlich; er mußte sich Jemand anhängen. Gräfin Lavagna's gütiges Gesicht lockte, deshalb steuerte Otto in ihrer Richtung. Aber Gräfin da Mosta schaute ihn so bitterböse durch ihre goldgefaßte Lorgnette an, daß er entsetzt seinen Kurs wieder änderte.

„Wie sich Adriana nur so vergessen konnte! Arme Adriana!"

„Er ist gar kein übler Mann, Sofia!"

„Was ist er denn eigentlich?"

Die Dame richtete sich bei der Frage zornig auf.

„Man sagt, er sei von guter Familie, sein Vater war General."

„Davon lebt man nicht!"

„Vielleicht beschäftigte er sich mit Kunst oder Literatur?"

„Künstler oder Schriftsteller! Ich vermuthe, das ist eine Stellung, wie die eines gewissen Fabri, eines Vetters meiner Kammerjungfer, der diese bat, ihm abgelegte Kleider zu verschaffen."

„Es gibt auch solche, die in eigener Equipage fahren."

Jetzt kam der hellblonde Premierlieutenant in Schußweite und obschon er vorsichtig um den Platz seiner Mutter einen Bogen beschrieb, mußte er doch ihrem gebieterischen Winke Folge leisten.

„Camillo", flüsterte ihm die zärtliche Mutter in's Ohr, „steigere Deine Aufmerksamkeiten gegen Adriana; dies gibt Dir unter den gegenwärtigen Umständen den Schein von Uneigennützigkeit und man weiß nie, was noch eintreffen kann."

„Ja, Mama", gab der pflichtgetreue Sohn zur Antwort und sann auf Entkommen.

Alle Falten und Runzeln in Gräfin da Mosta's

Gesicht glätteten sich mit einemmale, sie ward über und über Lächeln.

„Hierher, meine Liebe!" rief sie honigsüß, „wir räumen Ihnen einen Platz zwischen uns ein; Elena soll Sie nicht ganz allein besitzen."

Adriana dankte und nahm an.

Albert richtete noch einige Worte sowohl an sie als an die beiden anderen Damen; hierauf entfernte er sich.

Er war der einzige Mensch, von welchem selbst Gräfin da Mosta niemals übel sprach, obschon sie sich gestehen mußte, Camillo besitze an Albert einen sehr gefährlichen Nebenbuhler.

Der hellblonde junge Mann hatte die Diversion zum Rückzuge benützt; umsonst suchte ihn das mütterliche Auge.

„Darf Camillo um die Ehre eines Tanzes bitten?"

„Ich habe nur mehr den achten Walzer frei."

„Wie unglücklich! Aber diesen gewähren Sie doch wenigstens?"

„Ja, wenn so viele getanzt werden."

Gräfin da Mosta seufzte und brach auf, den Sohn zu suchen, zu zanken und zur Pflicht zurückzuführen.

Gräfin Lavagna nahm Adriana's beide Hände in die ihrigen.

„Wie hübsch Du heute aussiehst!"

Gräfin Lavagna nannte viele junge Leute, denen sie besonders geneigt war, Du.

„Gefalle ich Ihnen, liebe Gräfin?"

„Das hätte wenig zu bedeuten, allein ich bin überzeugt, es befindet sich kein Mann im Zimmer, der nicht von Dir entzückt ist."

Adriana folgte jetzt dem ersten Tänzer.

„Darf ich?" fragte eine sanfte Stimme und Ernst nahm den leergewordenen Stuhl ein.

„Nein, Sie dürfen nicht! Sie sollen nicht neben einer alten Frau sitzen, während man tanzt."

„Wenn ich aber am liebsten bei Ihnen bin, wenn Niemand so gut gegen mich ist, als Sie."

„Unsinn, liebes Kind! Das Leben ist sehr fröhlich und Sie scheinen es traurig zu nehmen."

„Meine Erfahrungen sind nicht so heiter wie die Ihrigen, Gräfin; ich habe die besten Menschen in ihren schönsten Erwartungen getäuscht gesehen."

„Bah, die „besten Menschen" müssen sich eben trösten; wenn sich zwei nicht recht verstehen, so mag jedes von ihnen einen anderen mehr passenden Gefährten finden."

„Glauben Sie, Liebe lasse sich übertragen?"

„Ich bin davon überzeugt. Als ich jung war, dachte ich mir, es gebe so viele angenehme Männer. Nichts hindert Sie, ein Gleiches von den Frauen anzunehmen.“

„Glücklich, wer so leichtlebig sein kann!“

Gräfin Lavagna richtete ihre freundlichen Augen prüfend auf das einnehmende, schwermüthige Gesicht des jungen Mannes. Vittoria tanzte eben vorüber; Ernst verstummte. Die alte, im Spiel der Liebe ergraute Dame erieth.

„Nach der Tour holen Sie mir Signorina Costa, ich habe ihr etwas zu sagen.“

Vittoria kam herbei. Gräfin Lavagna vermißte auf den geistreichen Zügen die frohe Erregung des Ballabends.

„Sie sind zu ernst“, bemerkte die alte Dame.

Das junge Mädchen versuchte zu lächeln; der zerstreute Ausdruck wich aber darum nicht aus Vittoria's Augen. Sie unterhielt sich eben nicht und Niemand interessirte sie hinreichend. Das leichte Getreibe, die oberflächlichen Gespräche ließen Vittoria theilnahmslos. Es befand sich wohl ein Mann anwesend, der dies Alles abändern konnte; allein eben dieser kam nicht einmal in ihre Nähe.

„Wissen Sie, daß ich froh wäre, den Ball überstanden zu haben.“

„Mit sechzehn Jahren! Mir scheint, wir sind damals jünger gewesen, als ich jung war!“

„Ich theile Signorina Vittoria's Wunsch“, bemerkte Ernst.

„Nun, Kinder, tröstet Euch mit einander über Euer herbes Geschick.“

Umsonst versuchte Gräfin Lavagna die jungen Leute in Zug zu bringen. Zwischen dem alten Kinde mit den weißen Haaren und dem jungen Kinde mit dem ernsten Sinne bestand eben keine Gemeinschaft.

Mittlerweile saß Albert in entferntem Gemache mit Fürst Bromberg zusammen und hörte geduldig die geistreichen Geschichten an, welche nur den Fehler besaßen, daß sie zu oft erzählt wurden. Aber der Greis wurde heiter dabei und glücklich; Albert hielt seine halbe Stunde nicht für verloren. Er war auch ein ganz besonderer Liebling des Fürsten und dieser betheuerte Jedem, Uchtenhagen sei ein prächtiger Mensch; nur zu solid bei seinem bedeutenden Vermögen und seiner riesenhaften Gesundheit.

Der Hausherr kam und lud die beiden Herren zu seiner Whistpartie. Fürst Bromberg liebte hohes Spiel, er humpelte vergnügt an Albert's Arm zu dem Tische mit den Karten.

Sie kamen auf ihrem Wege an Fräulein von

St. Alban vorüber. Der Fürst musterte die üppigen Schultern, das hübsche, freche Gesicht mit Kennerblicken. Auch Albert starrte die angebliche Französin an. Er fühlte, Fräulein von St. Alban hatte hier nichts zu suchen; — er witterte Schlimmeres, als blos eine zweifelhafte soziale Stellung.

„Die Person ist nicht übel", flüsterte der Fürst seinem Führer zu, „nur sollte sie nicht so viele falsche Steine auf sich geladen haben."

Albert erwiderte nichts; seine Miene verfinsterte sich jetzt eben. Die Dame grinste und machte den ausgedehntesten Gebrauch von ihren dunkeln Augen. Unter deren Feuer stand jetzt gerade — Otto.

„Was hat ein Mann, dem das Glück zutheil geworden, Adriana zu besitzen, mit einer solchen Person zu thun?" Albert fragte sich dies mit Ekel und Entrüstung.

Leider wußte er ohnehin schon — zu viel über Otto.

Sie nahmen nun um den grünen Tisch Platz. Fürst Bromberg bekam seinen Liebling zum Partner und war sehr zufrieden damit. Als Gegner hatten sie den Hausherrn und Leondrakis, den Millionär.

Seine Vorfahren waren als Handelsherren aus der Levante herübergekommen zur Zeit, als noch die Galeeren von San Marco alle Meere befuhren.

Sie hatten beim verderblichen Kriege von Kandia die vorgeschriebenen hunderttausend Dukaten in den Staatsschatz geschüttet und dafür den Sitz im Großen Rathe erhalten.

Kluge, umsichtige Menschen waren auch die Herren vom Patriziat noch geblieben. Sie hatten stets ehrbar vernünftig gewirthschaftet und die ritterliche „Largesse" blieb ihnen unbekannt. Es befand sich unter den Leondrakis kein Rohan, dessen Pferd die silbernen Hufbeschläge nur lose befestigt trug, kein Bukingham mit schlecht angenähten Perlen, die Lust der Helfensteiner Grafen, ihre Güter gleich einer Beere zu verschlingen, wäre ihnen als reine Tollheit erschienen. Dafür wurden sie mächtig reich. Leondrakis trieb noch das Bankgeschäft seiner Vorfahren, aber in sehr solider Weise, er spekulirte nicht mehr, er arbeitete blos um gute Zinsen für seine Kapitalien. Die Börse blickte aber doch aufmerksam auf Leondrakis und wenn er kaufte, stieg ein Papier.

Er war der Letzte einer langen Reihe von Leondrakis. Bereits als reifer, mehr als vierzigjähriger Mann hatte er geliebt. Vittoria's Mutter schlug ihn aus, um des Glückes einer Liebesheirath theilhaftig zu werden, an welchem Glücke sie gestorben war. Achtzehn Jahre später dachte der

beständige Millionär an — Vittoria. Nur kam es niemals zur Erklärung, das Feuer von Leondrakis' Gefühlen war nun schon vom Alter gekühlt und seine verheirathete Schwester hielt mit sechs Kindern Wache über die Millionen.

Jetzt schaute das vertrocknete kluge Habichtsgesicht auf das grüne Tuch — der Hausherr spielte nicht übermäßig gut und der Satz war höllisch hoch. An dem Tische fiel nicht eine Silbe, die wissenschaftliche Behandlung des Whistes störend.

Im selben Zimmer befand sich noch ein anderer Spieltisch, daran saßen sie zu Drei: der Chevalier von St. Alban, Bankier Fiorentino und Costa. Auch sie hatten einen bedeutenden Einsatz, allerdings nur Thaler im Gegensatze zu den Louisd'ors des ersten Tisches, allein ein Goldstück war weniger für Uchtenhagen und Leondrakis, als ein Thaler für den Appellationsgerichtsrath.

Der geheimnißvolle Franzose erschien als stumpfer Greis, doch mit den Karten in der Hand belebte er sich und er besaß eine eiserne Routine.

Fiorentino hatte Costa zum Spieltische gepreßt, die Eitelkeit des Appellationsgerichtsrathes gestattete demselben nicht, ehrlich zu gestehen, das Spiel sei ihm zu hoch. Seine Eitelkeit hatte Costa ja auch bei der Wahl einer Gattin bestimmt und ein wahres

Jubelfest gefeiert, als er über einen Fürsten und einen Millionär siegte. Seitdem hatte er freilich oft gewünscht, der Fürst von Val di Savoya oder Leondrakis wäre der Glückliche gewesen, der die Braut heimführte.

Eben jetzt standen von peinlicher Aufregung erpreßte Tropfen auf Costa's Stirn. Im Leben besaß er mehr Verstand als seine Mitspieler, am Spieltische waren ihm jene überlegen.

Der Appellationsgerichtsrath kämpfte gegenwärtig gegen die verlorene Hoffnung. St. Alban spielte unerschütterlich alle Schwächen des Strohmannes an und stach dessen gute Karten, Fiorentino unterstützte den Partner regelrecht. Endlich waren alle Atouts heraus, Costa athmete auf, er besaß eine starke Farbe, aber er vermochte dieselbe nicht auszuspielen.

Im Cavaliere dämmerte das unangenehme Bewußtsein auf, in Zeit von zehn Minuten zwanzig Thaler verloren zu haben und zwar durch sein schlechtes Spiel.

„Geh doch! Du störst mich", sagte er unwirsch zu seiner an Ernst's Arm hergekommenen Tochter.

Vittoria war bestürzt und unzufrieden über das, was sie sah, sie begab sich an den zweiten Tisch.

Albert lenkte die Schlacht als Meister mit mathematischer Schärfe. Der Whistsieg machte ihr den Mann nicht weniger theuer, sie hatte ihn fest mit schlechten und besonnen mit guten Karten gesehen.

So lange der Kampf wogte, hoben sich die grauen geistreichen Augen nicht eine Sekunde vom grünen Tuche. Nach dem Ende des Robbers grüßte Albert artig, erhob sich und zog seine Handschuhe an.

„Ernst, sei so gut, für mich einzutreten, nach dem Walzer löse ich Dich wieder ab. Signorina Vittoria darf ich anstatt meines Vetters Sie wieder in den Tanzsaal zurückführen?"

Leondrakis schaute mit offenbarer Bestürzung auf den Ersatzmann, er hatte sich so gefreut, Albert als Partner zu bekommen. Vittoria nahm den gebotenen Arm mit schwerem Herzen.

Der dritte Walzer klang mit munterer Werbung durch den Saal. Albert stand vor Adriana mit einem Lächeln gleich Sonnenschein auf den ernsten Zügen. Dieses glänzte wider auf dem Gesichte der Frau, während sie ihre kleine feingantirte Hand in die seine legte.

Einen Augenblick durchzuckte Adriana der Gedanke, Otto könne Eifersucht empfinden. Sie hätte darin unbefugte Einmischung in alte, vertrauliche

Beziehungen gesehen; nichtsdestoweniger würde sie ihren Gatten darum mehr geehrt haben. Otto war nirgends zu entdecken. Adriana überließ sich rückhaltslos der angenehmen Gegenwart. Die frohe Erregung von heute kannte sie in ihren Mädchenjahren nicht. Damals suchte sie das Glück und jetzt begnügte sie sich mit dem Vergnügen. Die Welt lächelte Adriana zu und Adriana erwiderte das Lächeln.

Nach beendeter Tour verharrte Albert noch bei ihr in ruhigem, freundschaftlichem Geplauder, bis ihr nächster Tänzer kam.

Otto dachte nicht daran, sich um das Treiben seiner Gattin zu bekümmern, — er hatte beinahe vergessen, daß er eine besaß.

Die Gesellschaft zeigte Baron von Ronneburg ein kaltes Gesicht, er fühlte sich bei keiner Gruppe heimisch.

Ruhelos irrte er von Gemach zu Gemach.

In einem traf er Fräulein von St. Alban.

Die Dame begann in Ermangelung anderer Zersteuung ihr Augenspiel. Sie gefiel Otto ausnehmend, ihre falschen Steine hielt er für echt. Otto suchte nach einer Brücke zur Bekanntschaft, sein geringer Grad von gesellschaftlicher Gewandtheit ließ ihn eine solche nicht finden.

In dem Stadium zärtlicher Blicke hatte ihn Albert getroffen.

Unmittelbar nach dem Majoratsherrn kam ein sehr erhitzter athemloser Mann herein. Der hoffte wohl hier zu ruhen, denn der Ball war eine ernsthafte Arbeit für ihn.

Dr. Podio wollte sein Glück machen und da er gute Beine nebst einer gesunden Lunge besaß, sollten diese dazu helfen, eben so gut als das, was er gelernt hatte. Er tanzte mit allen Damen, die eine solche Artigkeit um so besser zu schätzen wußten, weil sie mehr oder minder lang die Wände geziert hatten. Als er in das kleine Zimmer kam und Fräulein von St Alban mit Otto erblickte, wußte er, es sei mit seinem schönen Traum, sich bequem auf einem Divan auszustrecken, vorüber.

Gute Miene zum bösen Spiele machend, stand Dr. Podio sogleich wieder aufrecht unter den Waffen. Entschlossen steuerte er auf die Dame los, denn in das Haus des Chevalier von St. Alban hatte er seinen Weg glücklich erkämpft. Der Zustand des alten Mannes war ein hoffnungsloser, das heißt ein sehr hoffnungsvoller Zustand für den Arzt; außer dem berufsmäßigen Gewinne fielen noch zahlreiche gastliche Genüsse ab — Dr. Podio war erbötig, den Rest seines Athems der Dame zu weihen.

Der junge Arzt begrüßte Otto mit kriechender Artigkeit. Dr. Podio belagerte alle vornehmen und reichen Häuser in Venedig; seine Versuche, Aufnahme zu erhalten, waren häufig scharfsinnig, stets energisch und zuweilen lächerlich. Baron von Uchtenhagen und Gräfin Partecipazio bildeten die Gegenstände der eifrigsten Bemühungen des angehenden Mediziners. Beide erfreuten sich vortrefflicher Gesundheit und hatten überdies Professor Ivanovich zum Hausarzt.

Einmal hatte sich ein Hausmädchen Adriana's den Fuß übertreten. Dr. Podio war so glücklich, Zeuge dieses Vorfalles zu sein. Er führte die vergebens gegen solche Ehre Protestirende am Arme bis zur Hausthüre. — Hinein kam er diesesmal noch nicht.

Im Laufe der Zeit, nach zahllosen vergeblichen Versuchen gab Dr. Podio die zwei großen Häuser als hoffnungslosen Fall auf.

Da geschah Adriana's seltsame Heirath. Man kann nicht sagen, daß sie Niemandem etwas Gutes brachte, denn Otto vertraute seine kostbare Gesundheit Dr. Podio an.

Auch jetzt griff Baron von Ronneburg sogleich nach dem Rockknopfe des Arztes.

„Erklären Sie mir, lieber Doktor, wie es kommt, daß ich mich nach Tische immer so träge und beängstigt fühle?“

Es war ein gesellschaftlicher Verstoß von Ronneburg, mit ihm hier über sein Handwerk zu sprechen.

Dr. Podio empfand dies mit Bitterkeit. Er war entschlossen, auf dem Balle des Fürsten zu arbeiten wie ein Stier vor dem Joche, aber nicht medizinisch.

„Morgen Früh werde ich die Ehre haben aufzuwarten, aber jetzt ruft die Galanterie . . . .“

„Eine reizende Dame, Fräulein Heloise von St. Alban“ — fügte der Arzt leiser hinzu.

Otto fand sie auch reizend, nur hatte seine merkwürdige Empfindung nach Tisch ihn in seiner Bewunderung gestört. Er beobachtete nun, wie Dr. Podio sich abmühte, liebenswürdig zu sein und wie die Dame über dessen Schulter hinweg nach — ihm schielte.

Musik klang wieder herüber und Dr. Podio zog mit verzweifelter Entschlossenheit seine nicht völlig in der Farbe der Unschuld schimmernden Handschuhe an. Heloise ließ mit herausforderndem Blick ihren Hermelinkragen über die vollen Schultern gleiten, gerade als sie an Otto vorüberkam.

„Tenez-moi cela!“ rief sie ihm zu.

Otto nahm den Pelz als Promesse für die Zukunft, er folgte dem Paar in den Tanzsaal und studirte sich mittlerweile eine geistreiche Anrede ein, ohne allzuhäufige Verwechslung des Zeitwortes avoir mit dem Zeitworte être.

Noch Jemand verfolgte Heloise mit feurigen Blicken.

Dem blonden Oberlieutenant Camillo gefiel sie ausnehmend, er entdeckte einen gewissen Hautgoût an dieser Frau und das machte ihm Vergnügen.

Wäre nur Mama nicht zugegen gewesen, dann . .

Nach dem Tanze übergab Otto den Pelzkragen und wurde keineswegs grausam aufgenommen. Später führte er Heloise selbst in die Reihe, die Taktfeste bewahrte ihn vor einem Falle, Camillo schlüpfte auch zu geeigneter Zeit, als eben Gräfin da Mosta anderweitig in Anspruch genommen war, in das angenehme kleine Seitengemach, in welchem Heloise ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Weil der blonde Husar nicht in so fremdartigem Fahrwasser steuerte wie Otto, wenn er französisch sprach und dabei auch keinen Angstschweiß vergoß gleich Dr. Podio, so gewann er Muße, sich über Fräulein von St. Alban's Accent zu wundern.

Sie erzählte Camillo im Laufe des Gesprächs,

sie sei einsam in der Bretagne aufgewachsen, im Schlosse ihres Großvaters des Herzogs von Terrouailles. Camillo fühlte sich außer Stande zu bestimmen, welche Aussprache in der Bretagne herrsche und beruhigte sich damit.

Der glänzendste Moment des Abends, das Souper brach an, das jedes nicht unrettbar langweilige Fest zu einen heitern stempelt. Es liegt eine Art von poetischer Gerechtigkeit in dem Mahle, Alle kommen heran und erhalten ihren Theil, auch die Mühebeladenen, die Armen. Unzufriedene Mütter, sitzengebliebene Töchter und Männer, die im Spiele mehr verloren, als ihnen gut that, sie erleben wenigstens einen schönen Augenblick. Glücklicher werden die Glücklichen; was sich zwischen den Takten eines Tanzes nicht sagen läßt, dazu gewährt die frohe Stunde Muße.

Hohe Befriedigung empfand Ernst, er besaß Vittoria, wenn auch nur für kurze Zeit.

Seinem Sinne genügte dies Mädchen allein, das unbedeutende Geschwätz der Menge ermüdete und stimmte ihn traurig.

Ein Tisch stand besonders einladend zwischen Orangen-Bäumen, zu ihm wanderten die ausgesuchtesten Delikatessen. Die Gleichheit erwies sich am Ballabende des Fürsten wie überall als eine

Chimäre; sogar der wenigst gewandte Bediente begriff, wem er die Knochen und wem er die saftigen Fleischstücke anzubieten habe.

Zu dem Tische mit den am süßesten duftenden Blumen, mit den feurigsten Weinen und den verlockendsten Speisen führte Fürst Bromberg Gräfin Lavagna und der Hausherr Gräfin da Mosta. Albert kam mit Adriana heran. Das vierte Paar, bestimmt die fröhliche Tafelrunde zu bilden, hatte erst spät absagen lassen.

Dem Fürsten von Val di Savoya fiel dies jetzt ein und er fragte seine Dame, wen diese noch wünsche?

Gräfin da Mosta besann sich, wer unter ihren Bekannten der Ehre würdig sei.

In dem kritischen Augenblicke näherte sich Otto mit Heloise. Albert brach plötzlich sein belebtes Gespräch ab, das Gesicht, das erst noch gemüthlich gestrahlt, wurde kalt und starr. Seine mächtige Gestalt richtete sich noch höher auf als sonst, er stand zwischen Adriana und etwas — Unreinem. Der Hausherr fühlte seinen Arm leicht gepreßt.

„Wenn die hierher kommen, dann bleibe ich nicht", erklärte Gräfin da Mosta.

Eine hagere Gestalt trat eben steif und förm-

lich durch die Thür. Der patrizische Millionär hatte sich mit keiner Dame beschwert.

„Bitte, setzen Sie sich zu uns, Cavaliere Leondrakis!" rief der Hausherr erfreut.

Dann befahl er einem Diener, den achten Stuhl hinwegzunehmen.

Nun waren die störenden Elemente entfernt, Albert nahm wieder sein freundliches Wesen an, der geistreiche alte Fürst Bromberg plauderte heiter mit seiner Nachbarin von der Zeit, als sie Beide jung gewesen. Die Ortolane, die seltenen Fische, der zarte Gemsenrücken stimmte froh; sogar Camillo's Mutter begann mit einer gewissen Milde auf Welt und Menschen zu blicken, dem dritten Glas Moët widerstand ihre Bitterkeit nicht.

Einigermaßen wortkarg saß nur Leondrakis unter ihnen. Er liebte überhaupt, mehr zu denken als zu sprechen. Gerade jetzt gesellte sich noch ein besonderer Grund hinzu. Mit eigenthümlicher Fascination zog Chevalier von St. Alban immer wieder die Blicke des Bankiers auf sich.

Unwillkürlich griff der alte Herr weit zurück in seinen Erinnerungen. Das Leben eines klugen patrizischen Millionärs muß nothwendig reich sein an schönen und guten Reminiscenzen.

Zur Zeit der großen französischen Umwälzung,

als Leondrakis' Vater noch als junger Mann schon Haupt der Firma war, kam ein Herzog, der Enkel eines Königs, krank und von Geld entblößt nach Venedig. Der Kaufherr erfuhr dies, als er eben bei seinem üppigen Mahle saß und es wollte ihm kein Bissen mehr munden.

So holte er denn den Flüchtling in seinen stattlichen Palast. Hier übte er nicht nur großmüthige, prächtige Gastfreundschaft, sondern er erwies auch dem kranken Prinzen die Ehrerbietung, an welche dieser von Jugend auf gewöhnt war. Einen seltsamen Dank empfing der Patrizier beim Scheiden, der feurige Condé drückte dem Wirthe einen herzlichen Kuß auf, den ersten, den dieser je von einem Manne empfangen.

Als die Bourbons wieder heimkehrten in ihr sonniges Frankreich, da verschmähte es der stolze Mann, mitzulaufen unter Denen, die geholfen und die nicht geholfen. Dennoch freute ihn mächtig ein unorthographisch geschriebenes, aus wenig Zeilen bestehendes Billet. Es trug die Adresse: „Louis de Bourbon an seinen Freund in der Noth."

Das Schriftstück kam ins Archiv der Leondrakis und das Haupt des Hauses jagte alljährlich den Hirsch im schönsten Parke von Frankreich mit dem königlichen Herzoge.

Sobald sein Sohn herangewachsen, nahm ihn der alte Leondrakis mit und die Umstände dieses Besuches prägten sich dem Jünglinge tief ein. Häufig während des Mahles pflegte er von seinem bescheidenen Platze unten am Tische nach dem Herzoge zu blicken, dem Vendéer Helden, neben dem sein Vater saß.

Es blieb für den jüngern Leondrakis bei dem einen Besuche, denn bald, nachdem die ältere Linie Bourbon den Thron wieder verlor, verbreitete sich eine seltsame unheimliche Kunde von dem Ende des Herzogs und der Verdacht eines Verbrechers tauchte auf.

Der Jugendbesuch in Frankreich war eine der vielen glänzenden und freudigen Erinnerungen von Leondrakis.

Heute auf dem Balle des Fürsten Val di Savoya tauchte das Andenken daran gewaltsam wieder auf. — Das Gesicht des Chevalier von St. Alban hatte der Patrizier vor vierzig Jahren gesehen, glatt, anständig und ausdrucksleer hinter der Stuhllehne des Herzogs.

Jetzt eben, der Bankier unterdrückte gewaltsam einen Ausruf, brachen die Hände des geheimnißvollen Greisen mechanisch die Serviette in eine kunstvolle Rose. Es war die nämliche hübsche Form

die der junge Leondrakis damals vor vierzig Jahren nur ungern zerstörte.

Der Mann hieß nicht Chevalier von St. Alban und er war höchst wahrscheinlich in ein Verbrechen verwickelt. Leondrakis beschloß aber, sich von dem dunklen Handel fern zu halten.

„Irgend etwas Besorgnißerregendes in der Politik?" fragte der aufmerksame Hausherr, der Leondrakis' tiefen Ernst mit großen Welthändeln in Verbindung brachte.

„Nicht daß ich wüßte", erwiderte der Bankier.

Nach dem angenehmen Souper kehrte Adriana neu erfrischt zum Tanze zurück. Es graute der Morgen, als man aufbrach.

Wenn Damen nach langem Wählen und Feilschen ihre Einkäufe nach Hause bringen, dann sind sie häufig unzufrieden damit und bedauern, nichts Anderes ausgesucht zu haben. Ein ähnliches Gefühl beschleicht die vom Eitelkeitsmarkte Heimkehrenden. Jeder prüft unwillkürlich seine Waare — es bot sich so viele Gelegenheit zum Vergleiche.

Natürlich sind die Fußgänger ausgenommen, die haben gegen Wind und Wetter zu kämpfen. Wer aber bequem auf weichen Polstern ruht, gewinnt Zeit zu solchen Betrachtungen.

Adriana blickte auch nicht mit voller Zufriedenheit

auf die Gestalt neben sich in der Gondel. Manches in ihren ehelichen Beziehungen vertrug keineswegs genaues Eingehen.

Die Frage, ob nicht ein Anderer wünschenswerther wäre als Otto, konnte kaum zu Gunsten des übereilt Gewählten beantwortet werden.

Zum Glücke für ihre Ruhe fühlte sich Adriana zu köstlich müde, um die Frage überhaupt zu stellen.

18. Ein glückliches Tête-à-tête.

Die Briefe hatten vorherbestimmt, was Adriana und Otto während der süßen Stunden des Beisammenseins beginnen wollten. Und selbst angenommen, daß ihr Dasein sich ungestört von allen übrigen Menschen auf einer wüsten Insel abspinnen könne, blieb Stoff für zehn Menschenleben.

Bisher waren sie noch an keinem Abend allein gewesen.

Adriana nahm Otto's Bitte, heute zuhause zu bleiben und Niemanden zu empfangen, freundlich auf.

Er betrat gegen zehn Uhr die Schwelle der Camera di Stucchi.

Das reiche, künstlerisch schön ausgestattete Gemach erschien rein ein dem häuslichen Glücke geweihtes reizendes Nest.

Die Decklampe goß durch ihre himmelblaue

Ampel gemildertes Licht, das die keuschen Marmorleiber den Antiken überfluthete. Adriana lag halb auf dem Divan vor dem Kamine, ein feiner, weißer, silberschimmernder Stoff umschloß ihre schlanküppigen Formen.

Der Mann auf der Schwelle war nicht geblendet von dem sich ihm darbietenden Bilde. In gemeiner häßlicher Umgebung, im Schmutze des Lebens, hatte Otto seinen ästhetischen Sinn verloren. Was die Frau betraf, so hatte er früher Andere gekannt, die nach schlechter Pomade rochen und den Flitterstaat der Bühne an sich trugen — diese gefielen ihm besser.

Der Begrüßung fehlte die Wärme, die aus dem Herzen stammende Freude. Otto's Schuld war es nicht, daß seine Nerven abgespannt waren. Adriana wußte nicht, daß es anders, besser sein könne, daß ein beredtes Schweigen, ein Aufblitzen des Auges hier mehr bedeute — als Worte.

Die letzteren sparte Otto nie, er erzählte lang und langweilig von seinem Zusammentreffen mit dem Freunde, der von einer Reise wieder nach Venedig zurückgekehrt sei. Leopold hatte ihn sogar mit einer seiner Novellen beglückt, die er später vorlesen wollte.

Adriana hätte gerne gewußt, ob das Beisammen-

sein mit einem Geliebten immer so wenig Reiz biete.

Die Welt vergessend, Zwei in Einem — das mußte doch eigentlich die Liebe sein! Das Kind an der Mutterbrust lächelt in's Leben und das Weib im Arme des Mannes kostet Seligkeit, wenn er der starke treue Freund ist, der Fels im stürmischen Meere des Daseins.

Aus solchen Träumen schreckte Adriana die keineswegs melodische Stimme ihres Auserwählten empor, er las das Deutsche merkwürdig häßlich vor.

Harte, unverdauliche Sätze, schwarzgalligen Nihilismus ausdrückend, gingen unvermittelt und unverstanden an Adriana's Ohr vorüber, sie empfand nur den schneidenden Mißton derselben.

„Otto, solche Ansichten stimmen mich traurig", unterbrach sie den Lesenden, „ich vermag nicht zu bemessen, ob sie wahr oder falsch sind; aber ich will sie nicht hören und will nicht irre werden an dem, was ich gehofft und geglaubt habe seit ich denke."

„Leopold ist Anhänger Schopenhauer's, er behauptet, man tausche durch das Studium seines Lieblings-Philosophen Erkenntniß für kindischen Wahn ein", entgegnete der Gatte.

„Erkenntniß! wird nicht auf jeder Zeile ver-

sichert, der menschliche Geist sei eine bloße Täuschung und vermöge nichts zu ergründen?"

„Darin soll eben das Großartige der Auffassung bestehen, überall die Lüge, das Hohle zu zeigen, das Leben als vollkommen werthlos hinzustellen und den Verzicht darauf zu lehren."

„Ich hoffe auf Glück und glaube an die Menschen, an Liebe hienieden und an eine unendliche Liebe hoch über dem Wechsel der Zeit, die alle Wunden heilt."

„Leopold nennt dies kindischen Wahnsinn."

„Gleichviel, ich begehre nach seiner Erleuchtung nicht, sie löscht alle Freuden aus."

„Auch ich gehe nicht so weit, ich brauche den guten Gott, der meine Thaten belohnt."

Adriana erschrak über diese Worte — sie mochten eine tragische Wahrheit enthalten, die Der, welcher sie aussprach, gar nicht ahnte. Otto stand nicht länger auf dem Zauberboden ihrer Einbildungskraft, sie hatte nun den wirklichen Mann vor sich. Immer mehr erblaßten die Farben, wurde das Bild ärmer und häßlicher.

„Herr von März muß ein schlechter Mensch sein und ich möchte Dich vor dem Verkehr mit ihm warnen."

„Behüte, er ist ein guter Kerl, von sehr viel Geist, höre nur, wie er die Liebe schildert.“

Adriana seufzte leise. Mit ängstlichen Blicken überflog sie das Heft, es schien umfangreich.

Sie lehnte sich so bequem als möglich in die Polster zurück und ließ das Unvermeidliche über sich ergehen.

Endloses Geschwätz, Mangel an Handlung, unnatürliche Entwicklung der Leidenschaften, Unwahres, Ungesundes und Gemeines gingen an der Entsetzten vorüber. Schließlich erlosch sogar die Entrüstung im mare magnum einer unsäglichen Langeweile.

„Noch nicht elf Uhr!“

Trostlos folgten Adriana's Augen dem Zeiger der prachtvollen Uhr auf dem Kamin.

Der Bediente mit dem Theebrod erschien als Befreier.

„Wir können dann zu Ende lesen“, bemerkte Otto, das Manuskript, wie es schien ungern aus der Hand legend.

„Nicht doch, Du würdest Dich zu sehr anstrengen.“

„Die Novelle gefällt Dir nicht?“

„Ich bin keine Kennerin der Literatur.“

„Signora Pollani liebte Leopold's Schriften außerordentlich."

„Wer ist sie?"

„Eine Dame meiner Bekanntschaft."

Adriana zuckte die Achseln und begann ruhig ihren Thee zu schlürfen.

Während er ein Butterbrod mit Caviar biß, fiel es Otto ein, was er eigentlich, durch Leopold gedrängt, heute vorhabe.

Er wurde ernst, nachdenkend, traurig.

„Was ist Dir?" fragte Adriana liebevoll.

Jetzt war die Zeit zu sprechen, ein Bekenntniß abzulegen, vielleicht gab es noch eine Brücke über den Abgrund? Jetzt oder nie! Selten im Leben kehrt der rechte Augenblick, einmal versäumt, wieder.

„Du hast keinen Begriff, Adriana, wie meine Verwalter in Galizien nachlässig sind."

„Wirklich!"

„Ich sollte zweitausend Gulden erhalten."

„So viel!"

„O nur ein Quartal und das Geld muß in längstens einer Woche eintreffen."

„Dies freut mich!"

„Aber einstweilen habe ich kein Geld!"

„O wenn es nur das ist! Nimm Dir fünftausend Francs aus meinem Geldschranke."

„Du bist ein Juwel, Adriana!“

Sie lächelte zufrieden, Otto benahm sich im Ganzen wenig zärtlich gegen sie, aber es gab ja so Manches, was ihn verdüsterte.

„Sobald Du eine Gefälligkeit von mir willst, so sprich ungescheut.“

„Wird der Bediente nicht bald das Theezeug abräumen?“

„Weshalb?“

„Weil ich Dich küssen möchte, Kindchen!“

„Klingle!“

Kaum fiel der Thürvorhang wieder herab hinter dem Diener, so kniete Otto wie damals nieder, als er im Sturme Adriana's Liebe raubte. Sie lächelte ruhig auf ihn nieder und empfing seine hastigen, heißen Küsse. Ihr gefiel seine Leidenschaft, doch riß der Mann die Frau nicht mit sich fort, er war nicht der Stärkere, nicht der Herr von Gottes Gnaden.

Für Adriana war seine Liebe ein hübsches, vergängliches Spiel, es stimmte sie heiter — der Zeiger flog jetzt.

Sie begann zu lachen und freudig erregt zu plaudern — sie reiste so gern in's Traumland der Liebe.

Plötzlich ward Otto's sonst frische Gesichtsfarbe

eigenthümlich fahl und die häßlichen Augen erschienen wie verglast.

„Was ist Dir?“ fragte Adriana besorgt.

„Ich bin sehr schläfrig, Kindchen, würdest Du es übelnehmen, wenn ich zu Bette ginge?“

Ueber den Vorsaal des Palazzo Partecipazio schlürften unsichere Tritte am Kapellenfenster vorüber, vor welchem der Sage nach in mancher stillen Mitternacht der gespenstische Doge betend kniet.

Die Bilder an den Wänden schauten starr auf den seltsamen Gast ihrer fürstlichen Halle.

Otto wankte, ohne irgend etwas um sich her zu beachten, nach seinen Zimmern, die er, seitdem er in einer Nacht sehr angeheitert nachhause gekommen, von denen Adriana's getrennt bewohnte.

Mit zitternden Händen öffnete er einen kostbar geschnittenen, alterthümlichen Schrank und goß den Wein verschüttend, ein Glas voll. Er trank Muth, er holte sich Stärke bei dem Teufel, dem er sich verschrieben, beim Alkohol.

Hierauf stattete er noch in derselben Nacht dem Geldschranke Adriana's einen Besuch ab.

Sie hatte ihm den Schlüssel gegeben, den sie an einer goldenen Kette am Halse trug und das rechte Wort gelehrt.

Er öffnete und stand wie geblendet.

Da schimmerten Juwelen, da blitzte Gold, da lag das papierne Geld unserer Tage sauber geordnet in Stößen. Rententitel, Aktien aller Art befanden sich daneben.

Der Abenteurer, der Bettler, der in seinem Leben auch nie so viel nur gesehen, er bebte in freudigem Schreck.

Zwischen ihm und dem Besitze von all' diesen Schätzen steht ja nur ein schwaches Weib!

Die häßlichen Augen blicken stier auf den Reichthum, Otto empfindet wie der Tiger, der Blut geleckt — er wird wiederkehren zum leckeren Mahle.

Der Mann, den die Dämonen des Golddurstes berauschen, wie es nie zuvor der Alkohol gethan, steht geblendet, es bannt ihn fest mit Zauberkraft, das feine Gift umnebelt ihm das Gehirn.

Zu schwelgen vermag, wer solche Schätze besitzt gleich Sardanapal, durchzukosten der Erde Lust, ein moderner Salomon, nicht beschwert mit des Alten Weisheit und von derberem, ausdauerndem Geschmack.

Wein fließt in Strömen, Frauen locken, Schmeichler spenden süßen Weihrauch.

Alle die alten Genossen, die sonst ihre Brodkruste mit Otto getheilt, müssen ihm dienen fortan und er wird ihr Herr sein.

Solche Visionen steigen ihm aus Adriana's Reichthümern auf.

Endlich wühlen die zitternden Hände in den Banknoten und er stopfte sich die Taschen voll; möglich daß er sich verzählte und mehr nahm als die fünftausend Francs!

Dann schleicht er zurück über die weite Halle, mehr einem nächtlichen Diebe gleichend, als dem Herrn des Hauses.

Selig legt Otto sein Haupt auf die Polster des Bettes.

Der gute Gott hat dem Manne gelohnt — nach seinen Thaten!

19. Erwachen.

Nach einigen Wochen wiederholte Otto seine Bitte um Geld — er nannte es eine kleine Gefälligkeit.

Adriana erschrack; was hatte er in der kurzen Zeit mit der Summe gemacht? Sie wußte nicht, daß Otto alte Schulden drückten und jetzt alle Diejenigen an ihm zehrten, die ihm durch Rath und That zu seiner glänzenden Verbindung geholfen.

„Ich habe die Absicht zu bauen", entgegnete sie, „die schöne Jahreszeit rückt heran und bedarf ich meines vorräthigen Geldes, um die Pläne meines Architekten auszuführen."

„Warte noch einige Wochen, dann erhalte ich meine rückständigen Renten; ein kranker Freund von mir braucht augenblickliche Unterstützung."

Adriana schwieg unzufrieden, Otto's Drängen um Geld dünkte ihr unzart, andererseits schlug sie nicht gern die dringende Bitte ab.

„Wenn es denn sein muß, so opfere ich für dieses Jahr meinen Wintergarten", versetzte sie endlich zögernd.

„Was liegt auch daran", entgegnete Otto, „Du hast Blumen genug!"

Heißer Schmerz durchzuckte Adriana, mühsam kämpfte sie gegen Thränen. Es begann ihr vor dem Manne, den sie zu lieben und zu ehren gelobt, leise zu grauen.

Mit zitternden Händen schloß sie diesmal selbst ihren Geldschrank auf und nahm ein Päckchen Banknoten heraus.

„Nimm", sagte sie gepreßt, es war ihr, als müsse Otto noch im letzten Augenblick ihr Opfer ablehnen.

Dieser langte hastig nach dem Gelde und barg es in seiner Brusttasche.

„Ich danke Dir, Kindchen! Du wirst mir erlauben, wenn ich es zurückgebe, ein hübsches Geschenk hinzuzufügen."

Hierauf umarmte Otto Adriana und entfernte sich froh.

Der Kuß widerte sie an.

Lange Wochen verflossen, nichts brachte den Gatten wieder näher, schloß die sich zwischen ihnen öffnende Kluft.

Wenn auch der Winter des Südens nur der Thräne des Kindes gleicht, neben welcher das Lächeln erscheint und nicht dem starren Elende der rauhen Jahreszeit im Norden; — es findet doch auch in der gesegneten Zone ein Neuerwachen der Natur statt, sobald stärkere Sonnenstrahlen die gebundenen Keimkräfte lösen.

Lieblich erscheint auch im Garten Europas der Frühling, er tritt als Bote einer besseren Welt an den Menschen heran, als Sinnbild der Wiedererstehung aller Dinge. So folgt auf die Nacht der Tag, nach Vergehen Auferstehung. So treibt aus dem unter eisigem Hauche der Verzweiflung winterlich kahl gewordenen Lebensbaume das Hoffnungsreis frische, grüne Sprossen.

Knospenhaft schwellt das Menschenherz, wenn Gäa ihr hochzeitliches Gewand anzieht; finstere Entsagung trägt sich schwer, mächtiger blähen die Segel des Lebensschiffes auf seiner Fahrt nach dem Glücke.

Adriana hat den Gefährten aufgenommen an Bord, sie ist nicht Witwe und nicht Nonne.

Heitere Sonnenstrahlen küssen die junge Gattin wach, goldig grün liegt im Morgenlichte der Garten unter ihren Fenstern und lockt sie hinab.

Sie geht allein, da ist kein Arm, der sie freund-

lich stützt. Es steht kein Mann helfend an ihrer Seite im ehrlichen Kampfe des Lebens.

Adriana lächelt bitter, ihre Stimmung ist nicht im Einklange mit dem sonnigen Frühlingsmorgen. Finster blickt sie nach Otto's verhangenen Fenstern. Er hat wieder den gestrigen Tag wie alle in seinem nutzlosen, lästigen Leben unordentlich verbummelt und daher schläft er heute tief in den Tag hinein!

An sprossenden Sträuchern, an zartgrün überhauchten jungen Bäumchen, an Veilchen aus dem Grase duftend kommt Adriana vorüber, die Lerche schmettert ihre Hymne — und die junge Frau freut sich nicht.

Rasche Fußtritte werden an der Scheidewand zwischen den zwei Nachbargärten hörbar, der Kopf eines hochgewachsenen Mannes ragt über die Mauer empor.

„Guten Morgen!" ruft es von drüben.

Der Klang der kräftigen, männlichen Stimme besitzt etwas wunderbar Freudiges für die, welche ihn vernimmt.

Adriana winkt dem Nachbar freundlichen Gruß zu, es wärmt sie bis ins Herz, die klaren, grauen Augen, das unendlich gutmüthige Lächeln des Mundes zu schauen.

„Darf ich herüberkommen?"

„Nichts könnte mir angenehmer sein!"

Adriana wendet sich dem Eingang zu, um Albert entgegenzugehen, allein ein gewandter Sprung bringt ihn rasch herüber.

„Ich war gestern draußen auf meiner Campagna", berichtet Albert, „es gibt jetzt schon viel zu thun."

„Das Auge des Herrn fehlt bei Ihnen niemals", erwidert Adriana.

„Der ist des Besitzes nicht werth, der dessen nicht treu waltet."

Adriana seufzt unwillkürlich.

„Es ist jetzt Zeit, mit Ihrem Baue zu beginnen", fährt er fort.

Adriana zittert, sie wird roth und stammelt verlegen: „Ich gab ihn auf."

„Wie! Sie versprachen sich doch viel Genuß von dem Wintergarten. Ich muß gestehen, mir gefällt immer der Gedanke, sich die Heimath zu schmücken, sich die Stätte des Schaffens recht lieb zu machen, um gern darauf zu weilen; anstatt wie unsere rastlosen modernen Pilger das Leben auf Landstraßen und in Hotels zu vergeuden."

„Ich habe kein Geld für dieses Jahr."

Albert schwieg, er brach sogar von dem Gegenstande plötzlich ab, in seinem Innern stieg dafür

ein häßlicher Argwohn auf. Er wußte Adriana wohlhabend und in geordneten Verhältnissen; ihre Klemme konnte daher nur entstehen, daß ihr Gatte das Geld vergeudet.

Es trat eine Wolke auf die klare, männliche Stirn, Adriana empfand vermehrte Bitterkeit, der Reiz des Beisammenseins erlitt eine Störung.

„Leben Sie wohl, Contessa.“

Adriana legte ihre Hand in die Albert's und der leise Druck der seinigen erschütterte sie mächtig. Wie köstlicher Balsam wirkte jetzt sein Wesen linde und beschwichtigend auf alle ihre Empfindungen. Er brachte Ruhe und süßen Frieden, Otto dagegen Aufregung und bittere Zwietracht. Was das Mädchen thöricht verschmäht, das wußte die Frau zu schätzen.

So lange als möglich folgte Adriana Albert mit den Augen, doch ihr Blick trübte sich und die Umrisse der stattlichen Erscheinung verschwammen undeutlich.

„Ich könnte seine Gattin sein“, dachte sie, „geehrt und glücklich vor aller Welt und dafür ...“

Sie weinte nicht lange, sondern richtete sich entschlossen in die Höhe.

„Bitte den Baron von Ronneburg, zu mir zu kommen“, sagte Adriana zu Erminia.

Die hübsche Zofe vollzog vergnügt den Auftrag, sie witterte Sturm in der Luft.

Adriana ging mit hastigen Schritten im Zimmer hin und her. Sie besann sich auf die ernste Strafrede, die Ermahnung, die sie an Otto richten wollte — er hatte ihr Vertrauen mißbraucht.

Er ließ ihr Zeit, zornig und wieder ruhiger zu werden.

„Was willst Du, Kindchen?"

Otto stand vor ihr, der halbüberwundene Schlaf lag noch in den schlaffen Zügen, die häßlichen Augen erschienen stier, verglast.

„Alles anders, als es ist."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Es ist jetzt Mittag."

„Ja, ich glaube."

Baron von Ronneburg zog gelassen eine sehr hübsche Taschenuhr heraus, welche er sich von Adriana's Gelde erkauft.

„Du bist soeben aufgestanden?"

„Deine Botschaft entriß mich süßem Schlafe."

„Darf ich fragen, wann Du etwas thust?"

„Warum das, Kindchen?"

„Es handelt sich für mich um die Frage, ob ich meinen Gatten achten kann, oder nicht!"

Otto ließ den Kopf hängen und schwieg.

„Verstehen wir uns recht, Du gabst Dich als wohlhabender Mann aus."

„O, wenn es nur das ist, in Kurzem werde ich Geld in Fülle haben."

„Selbst wenn dies der Fall sein sollte und ich habe gelernt an Deinen Worten zu zweifeln, so überhebt Dich das nicht der Verpflichtung, thätig zu sein. Baron von Uchtenhagen ist sehr reich und doch immer mit etwas Nützlichen beschäftigt."

Otto kehrte in sein Zimmer zurück.

Wozu hatte er eine reiche Frau? Adriana beging himmelschreiendes Unrecht an ihm, es war doch ihre süße Pflicht, ihn zu füttern.

Mit sich, der Welt im Allgemeinen, und mit seiner Gattin insbesondere unzufrieden, schlenderte Otto hinaus zum Palazzo Partecipazio.

Bald beschäftigten ihn zwei sich balgende Hunde mehr, als die häuslichen Wirren.

Rasch ermüdet trat Otto in das Café Vittoria.

„Der Herr Baron von Ronneburg!" mit dem Zurufe begrüßten ihn Dr. Molin und der Sozialdemokrat Julius März. Emilio Fabri krümmte sich vor seinem verehrten Gönner.

Gute Menschen dünkten sie Otto, sie wußten ihn zu schätzen. In so homogener Genossenschaft gerieth ihm die Rede wieder in behaglichen Fluß.

Er sprach von dem für ihn allerinteressantesten Gegenstand, von sich selbst. Dafür, daß sie zustimmten, zu den gnädigen Scherzen kicherten und vor Allem zuhörten, bezahlte Otto die allgemeine Zeche, bei welcher Gelegenheit Fabri ausreichend frühstückte, um das Mittagessen ersparen zu können.

Zur nämlichen Zeit, als Otto unter dem ehrfurchtsvollen Geleite seiner Freunde den Heimweg antrat, sprengte Albert die Hauptstraße des Lidos entlang.

Das schwärzlich staubige Graugrün der immergrünen Sträucher trug frischen Schimmer, gelbe, rothe und weiße Blüthen glänzten von den Bäumen, während die schwellenden grünen Knospen des linden Wests harrten, auf daß er ihre Fesseln sprenge.

Albert denkt beim raschen Schritte an die Frau, die er liebt, mit innigem Bedauern, er hat sich nichts vorzuwerfen und Adriana büßt hart den Irrthum ihrer Wahl.

Allmälig fesselte ihn die Umgebung. Häuschen und Gärten scheinen vorüberzufliegen. Da steigen aus den Lagunen die stillen Inseln auf, San Lazaro mit den rothen Backsteinbauten, dem weißen Marmorthurme und den tiefgrünen Lorbeerbäumen, wo die stillen Mönche wohnen aus den Ländern des Aufgangs. Die gelehrten Konventsmitglieder forschen

fleißig fort am — caput mortuum todten Wissens, die lebendige Wissenschaft ist ein Riese geworden, der bis in die Wolken wuchs, keine Klosterzelle vermag ihn mehr zu bannen.

Weiter erschienen die kahlen Gebäude von San Servolo, dort wohnen die Irren und die Fatebene-Fratelli, gestiftet von dem Portugiesen Johann von Gott wirken unter den geistig Kranken lange das Wunder christlicher Selbstverleugnung — dem modernen Staate so fremd geworden.

Nordwestlich taucht das caput mortuum der prächtigen Dominante, der Königin der Adria aus den Fluthen, und Albert erreicht die stattliche Abtei San Nicolo del Lido.

Hier wohnen Soldaten, das Holokaustum des Staates, ihnen mußten die Benediktiner-Mönche weichen, das Holokaustum der Kirche.

Ora et labora! Die große Benediktiner Regel, allgütig für die gesammte Menschheit, für die Fülle der Zeiten — zu diesem goldenen Gesetze bekennt sich auch Albert.

Er überdenkt jetzt, daß, wer die Worte nicht auf seine Lebensfahne schrieb, früher oder später den Weg findet auf die Bank des Verbrechers, in die Höhle des Wahnes.

Nur ist das ora! unserer Tage nicht mehr an

kindische Formeln gebannt, sondern steigt als die Hymne des Herzens und des Geistes zum Höchsten empor.

Südöstlich schlägt die Meereswoge an den Lidosand, gleich Riesenvögeln schwimmen Segel über das blaue silberschimmernde Wasser, das sich unabsehbar dehnt.

Auch die Gedanken des Mannes breiten sich aus unermeßlich gleich dem Meere, sie klimmen die Riesenleiter des Kosmos hinan und Albert's Brust schwellt freudig die Zuversicht des Gerechten.

Ein plötzlicher Seitensprung seines Pferdes weckt ihn wieder.

Es bedarf Albert's festen Schlusses, um unerschüttert im Sattel zu bleiben.

Er ist in seiner Zerstreuung gerade auf eine Reiterin losgesprengt, diese hat mit der Gerte dem Hals seines Pferdes einen Streich versetzt.

Albert blickt überrascht in ein Gesicht, dessen Züge die Reinheit einer griechischen Statue weisen, die Haut ist von köstlichem Mattweiß, das an Karrara-Marmor, nicht an krankhafte Blässe gemahnt, grau und königlich ist das Auge, vom Kopfe wogt es goldig, einzelne Haare flattern von der Meerbrise bewegt, gleich Goldfäden in der Luft. Der kleine tiefrothe Mund ist hart. Eben bringen Worte

darüber, die keinen europäischen Klang haben und ein spöttisches Lächeln entblößt scharfe blendend weiße Zähne.

Ein fliehender Augenblick und das Bild ist vorüber.

Auch Albert wendet sein Reitthier, reißt es rasch herum und sieht die flatternden Mähnen von drei kleinen Pferden aus der dauerhaften Race jener, die der Tartar über Steppensand jagt.

Die Marmorkönigin, so tauft Albert rasch das schöne ihm unbekannte Weib, sitzt auf dem einen, neben ihr reitet ein sehr junges Mädchen und hinterdrein ein ebenholzschwarzer Kongo-Neger. In mächtigen Sprüngen umkreist ein persischer Wolfshund die Pferdegruppe.

Jetzt beginnt ein wüthendes Jagen.

So fliegt der Adighe durch seine pfadlose Wüste, wenn der Urus hinter ihm her ist und sendet noch im Fliehen, sich im Sattel wendend, einen tödtlichen Pfeil nach des Feindes Brust.

So gut und edel Albert's englisches Halbblut ist, so mächtig er sein Pferd spornt, er erreicht erst Santa Elisabetha del Lido, als zwei Damen in eine Gondel steigen und vom Lande abstoßen.

Der Kongo-Neger hält die Zügel der dampfenden Pferde.

„Wer ist Deine Herrin?“ fragt Albert wie traumbefangen.

Der Schwarze weist auf seinen Zungenstummel und schüttelt das Haupt.

Dieser Diener verräth keine Geheimnisse, denn er ist stumm.

Albert's Zuruf führt zwar seine Gondel rasch herbei und er übergibt Peppo das Pferd, allein es gehen doch kostbare Minuten verloren.

Die Wasserjagd folgt auf die Landjagd.

Albert ist nicht ins Gondelhäuschen getreten, sondern lehnt am Felce, das Schifflein der seltsamen Frau nicht aus den Augen verlierend.

Umsonst! Dasselbe hat einen Vorsprung und verschwindet im verschlungenen Netzwerk der kleinen Kanäle, keinem Blicke mehr erreichbar.

Verstimmt winkt Albert seinem athemlosen Gondolier, nachzulassen in der Hast des Ruderns.

„Ich muß sie wiederfinden!“ denkt Albert.

Doch erkennt er selbst, daß in Venedig eine Frau zu suchen, die sich vielleicht verbergen will, eine Aufgabe ist, welche dem Unternehmen gleichkommt, nach einer bestimmten Perle im Meere zu fischen.

Die Marmorkönigin setzt sich mit Albert zu Tisch und er ist ungewöhnlich wortkarg.

Sie folgt ihm auch auf die Polster der Gondel, die ihn im Laufe des Abends zu Gräfin da Mosta trägt.

Er erwacht erst wieder aus dem Brüten, als Adriana eintritt.

Im Geiste vergleicht Albert die weiche Zärtlichkeit, die er für seine Nachbarin empfindet mit dem wilden fremdartigen, betäubenden Reize, wie ihn die Marmorkönigin ausübt.

Blaß und ernst tritt die junge Frau in den Salon.

Sie wird als hochwillkommener Gast empfangen und die sämmtlichen Diener des Hauses rannten sogleich nach verschiedenen Richtungen, Camillo zu suchen.

Einstweilen vermißt Adriana den blonden Husaren keineswegs, denn ein hoher, stattlicher Herr hat sich vom Spieltische erhoben, um ihr die Hand zu reichen.

Es war dieselbe loyale Hand von heute Morgen.

Albert kehrte nach ehrfurchtsvollem Gruße zum Spieltische zurück. Adriana ließ ihn mit mildem Lächeln scheiden, sie empfand schon durch seine bloße Nähe ein süßes Glück.

„Darf ich Ihnen Karten anbieten, liebe Adriana oder wollen Sie plaudern?"

Die alte Dame lächelte, als sie fragte, dabei blickte sie aber ängstlich nach der Thür — warum kam Camillo noch immer nicht?!

„Lassen Sie mich hier am runden Tische, liebe Gräfin."

Nun mußte Adriana den Platz auf dem Kanapée einnehmen, neben Gräfin Lavagna.

Die Hausfrau glitt von Tisch zu Tisch, sie gelangte hinter Fürst Bromberg.

„Haben Sie nicht bemerkt, wie verstimmt Adriana aussieht; ich glaube, sie ist unglücklich verheirathet!"

„Unzweifelhaft, sie mußte Camillo wählen."

„Mein Sohn kann doch nicht in einem Athem mit dem Abenteurer genannt werden."

„Nein, da Mosta ist über jeden Vergleich mit Ronneburg erhaben, ich denke auch, daß dieser zu erbärmlich ist, um das Vermögen seiner Frau flott durchzubringen, während Ihr Sohn, Gräfin, die Aufgabe würdig gelöst haben würde."

„Mauvaise langue", seufzte die Dame vom Hause.

„Apropos, ich erhielt endlich Nachricht über den Mann aus dem Monde, General von Ronne-

burg hatte wirklich einen dritten Sohn, doch stand mit der Geburt dieses Kindes ein Familienzwist in Verbindung und der Knabe blieb wie ausgestoßen. Er soll noch überdies durch einen unglücklichen Zufall in frühester Kindheit erblindet sein."

„Er hat auch jetzt noch abscheuliche Augen."

Gräfin da Mosta entfernte sich nach diesen Worten und Fürst Bromberg richtete seinen scharfen, geistreichen Blick forschend auf Albert.

Der Majoratsherr saß ernst und finster, eine seltsame Zerstreutheit hatte sich seiner bemächtigt.

„Sie spielen aus, Uchtenhagen", ermahnte der Veteran, dem sein Spiel weit wichtiger war, als die Familiendramen seiner Bekannten.

Adriana verging der Abend angenehm; ihrer alten Freundin liebenswürdiges Geplauder ließ die Stunden freundlich dahin gleiten und zuweilen richtete eine ernste, männliche Stimme ein paar Worte an Adriana, die lange nachzitterten in ihrem Herzen.

Weicher als je war der Ausdruck von Albert's Stimme, inniger sein Blick, im starken Herzen regten sich sonderbare Gefühle.

Adriana wußte nicht, was es war, nur that es ihr unsagbar wohl.

20. Es ist etwas entzwei.

Eines Morgens trat Adriana unerwartet bei ihrem Gatten ein, er hatte sie stets gebeten, das nicht zu thun, allein sie wollte sich einmal überzeugen, was er die langen Stunden über in seinem Zimmer treibe.

Als sie entschlossen die Thür aufstieß, drang ihr ein dicker, häßlicher, übelriechender Qualm entgegen.

Unwillkürlich wich sie zurück.

Otto wollte sich wohl, seit er sich im Palazzo Partecipazio befand, für all' die Kälte entschädigen, die er in der feuchten Höhle bei Signora Angela hatte erdulden müssen. In seinem Zimmer herrschte die dem an Sonne und Luft gewöhnten Südländer so unerträgliche Ofenhitze. Dazwischen mischte sich der scharfe widrige Geruch eines Liqueurs. Unordentlich lagen in der Stube die Werkzeuge zu Otto's verschiedenartigen Beschäftigungen umher.

Auch ein beschriebenes Papier, auf dem die Tinte noch nicht trocken war, befand sich vor Otto. Dieser saß in einem unsaubern Rock und sprach, eben von seiner nützlichen Thätigkeit rastend, der Flasche zu. Die Gläser, die sonst stets seine Augen bedeckten, hatte er abgenommen und die kranke Pupille starrte grauenhaft Adriana entgegen.

Otto sprang empor, in seiner Verlegenheit versuchte er Adriana zu umarmen, sie stieß ihn zurück.

Das also waren die Geheimnisse, dieser Melusine! Ein neues, Adriana unbekanntes Gefühl gegen ihren Gatten bemächtigte sich ihrer.

„Siehst Du, mein Kind, ich wollte Dir meine kleinen Privatneigungen verbergen."

„Dazu ist es nun zu spät."

„Deine Schuld, Adriana, indessen hat es das Gute, daß ich mich nicht länger zu geniren brauche. In der Ehe lernt doch Eines das Andere gründlich kennen."

„Vollkommen! so vollkommen, daß jede Täuschung schwindet! Warum nicht früher, so lange es noch Zeit ist?"

Um Otto nicht ansehen zu müssen, hielt Adriana ihre Augen auf den Tisch geheftet, sie entdeckte das

Blatt und die von den erhaltenen Briefen gänzlich verschiedene Schrift.

Ungeduldig dies neue Beweisstück aufraffend, entfernte sie sich voll Ekel und Widerwillen. Otto kehrte gleichgiltig an das, was er arbeiten nannte, zurück.

Die Frau duldete es nicht im Hause, duldete es nicht lange mit ihrer Entdeckung, sie warf hastig einen Shawl über und fuhr zu Vittoria.

Das Mädchen pflegte keine Morgenbesuche zu empfangen, die Arbeitsstunden waren zu kostbar dazu.

Vittoria blickte zerstreut von ihrer Leinwand auf, der geheimnißvolle Palazzo del Moro nahte eben seiner Vollendung. Die junge Künstlerin sah die bleichen, verstörten Züge der Freundin.

„Was ist Dir, Adriana?"

Diese erzählte rasch.

„Ich kann mir mein jetziges Gefühl nicht erklären", schloß sie erregt. Nie hatte ich Vertrauen zu Otto, selbst damals nicht, als ich mich zu der übereilten Heirath bethören ließ. Jeden Tag entdeckte ich neue Fehler an ihm, oder doch wenigstens die Abwesenheit einer Tugend. Ich bin sehr arm geworden in meinen Beziehungen zu Otto. Er ist mir gesellschaftlich keine Stütze, er gewährt mir moralisch keinen Halt, ich möchte ihm mein Ver-

mögen nicht anvertrauen; allein er war mir doch noch werth — sogar bis heute Morgen — auch damit ist es nun aus!"

„Adriana, es ging eben die Liebe entzwei, die gewöhnliche Liebe zwischen Mann und Frau."

„Was bleibt dann noch übrig? wie sollen wir ohne einen Funken von Achtung und Freundschaft noch ferner zusammenleben?"

Weinend lehnte Adriana in der Sopha-Ecke, Vittoria schaute zornig auf.

„Im Feudalstaat bestand ein altes, gutes Gesetz: „Der Untüchtige soll des Lebens darben!" Warum schafft unser Rechtsstaat nicht auch ein Gesetz, daß der Untüchtige des Weibes darbe."

„Wir sind aneinander gefesselt unrettbar, wenn ich ihn zu bessern vermöchte, Vittoria!"

„Dies ist ein nutzloser Traum! Es gibt körperliche Leiden, über welche keine Kunst des Arztes etwas vermag. Wenn die edlen Organe, die eigentlichen Prinzipien des Lebens, ergriffen sind, so währt der Kampf fort, bis die Verbindung der einzelnen Theile sich löst, bis der Mensch, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, aufgehört hatte zu sein. Tiefer noch greift auf dem geistigen Gebiete jede Abweichung vom Normalen in die Harmonie des Ganzen ein. Der Mensch vermag höchstens schlimme Gewohn-

heiten zu bekämpfen und durch richtige Erkenntniß die Vernunft in ihrem Widerstande gegen die Leidenschaften zu stärken. Eigentliche Charakterfehler sind unheilbar. Oberflächlich und unzuverlässig würde Ronneburg jedes Versuches spotten."

„Was bleibt mir dann übrig, als lebenslanges Elend?"

„Adriana, Du kannst Dich . . ."

Vittoria hielt inne, mit rothen Wangen und fliegendem Athem — sprach sie ihren Rath aus, und befolgte die Freundin denselben, dann war Adriana wenigstens halb frei und jede Hoffnung auf Albert's Besitz ging verloren.

Bestand auch so die leiseste Hoffnung?

Sie prüfte ruhig, während Adriana still weinte.

Albert liebte Vittoria nicht, aber sie gefiel ihm, in letzterer Zeit waren sie sich näher gekommen — manches Hinderniß auf die Seite geräumt, manche Schwierigkeiten überwunden, mochte Vittoria mit Ausdauer ihr glänzendes Ziel doch noch erreichen.

Was dann?

Sie sah sich als Albert's Gattin, doch der Rausch von Entzücken fehlte. Sie liebte ihn unzweifelhaft, aber sie liebte auch die Wissenschaft, die

Kunst, ihre Unabhängigkeit — dies Alles mußte sie mehr oder minder seinetwillen aufgeben!

Es ergab sich kein freudiger Entschluß.

Dennoch blieb das Wort aus, welches Adriana wieder befreite, es dünkte Vittoria gewissermaßen selbstmörderisch, dies Wort zu sprechen.

„Was kann ich thun?" fragte Adriana, vergebens auf die Fortsetzung des begonnenen Satzes harrend.

„Das Leben bietet Dir sonst so viel Gutes, begnüge Dich damit!"

„Ohne Liebe!"

„Der Meisten Dasein entbehrt edle, menschenwürdige Liebe, Adriana, solche erhellt selten einen Lebenspfad. Gleichst Du nicht dem nach einem glänzenden Gestirn die Hand ausstreckenden Kinde, das unglücklich ist, weil es den Stern nicht haschen kann!"

„Nicht nur, daß ich den geliebten Mann entbehren soll, ich muß auch noch den ungeliebten dulden."

Die dunklen Augen des jungen Mädchens ruhten prüfend auf der Freundin.

„Dein Leben ist ein warmes, Adriana; schätze den Ueberfluß nicht gering, er ist Poesie, er kann Glück werden. Es gibt auch ein Darben ohne

die grobe wirkliche Noth, und Armuth kann darin bestehen, den Duft einer Blume zu entbehren. Für feine Naturen ist die ästhetische Färbung ihres Daseins Lebenselement — meine Mutter starb, weil sie solche entbehren mußte."

„Arm ist, wem Liebe versagt."

Vittoria schüttelte den Kopf.

„Du irrst, ich bin arm, aber Du nicht."

„Dir bleibt eine Beschäftigung, Deine Freude am Wissen. Mir fehlt Alles, indem ich das gewöhnliche Frauenglück durch meine Heirath verscherzte."

„Adriana, ein Streben, welches Brod schaffen soll, ist selten ein angenehmes. Sicher erliege ich nicht, wie meine Mutter erlag, ich bin unverwöhnter und stärker; allein ich kämpfe und kämpfe hart."

„Reich, so lang ich denke, habe ich den Besitz nie als Glück betrachtet, es ist mir auch jetzt, wenn Du mich damit trösten willst, Vittoria, als ob Du mir Steine bötest statt Brod. Ich bin hoffnungs- und muthlos, ich wollte es wär' Alles vorüber."

„Gib nicht in der Weise nach, Adriana, dies ist Feigheit, nichts in Deiner Lage rechtfertigt Verzweiflung. Mein Vater machte Ronneburg vollkommen unschädlich, versuche ihn zu bessern, wenn es Dich unterhält, zu fürchten hast Du ihn auf keinen Fall."

„Du hattest vorher Recht, Vittoria, auch wenn Otto weniger erbärmlich wäre, ich vermöchte nicht länger ihn zu lieben."

„Dir ist nicht zu helfen", entgegnete Vittoria ungeduldig, als sie ihre Freundin vollständig zusammenbrechen sah.

Adriana weinte beim Heimfahren in ihrer Gondel; als sie die Palasttreppe hinaufstieg, ließ sie einen dichten Spitzenschleier über die gerötheten Augenlider fallen.

Sie fühlte sich unwohl und legte sich zu Bett.

Die Kammerjungfer hegte sogleich den Verdacht, er sei die Ursache des Kummers ihrer Dame. Erminia verweigerte Otto den Eintritt, als dieser pflichtschuldigst sich nach Adriana's Befinden zu erkundigen kam. Er bestand auch gar nicht darauf, sondern entfernte sich wieder gleichgiltig.

Nach einiger Zeit langweilte sich Adriana in ihrem Bette und ließ Signora Cocco holen.

Die Wittwe berührte die heiße Hand, froh, wieder Eingang in den Palazzo Partecipazio zu erhalten. Allmälig erfuhr sie, daß Otto über das Maß des Vergebens gesündigt habe.

„Warum trennen Sie sich nicht von ihm?" fragte Signora Cocco kalt.

Adriana erschrak, doch sie erschrak freudig — gab es noch ein Mittel für sie, frei zu werden?

„Weshalb gerieth Vittoria nicht auf den Einfall?"

„Möglicherweise hielt ein persönlicher Grund Signorina Costa ab, Ihnen den Rath zu ertheilen."

„Unmöglich! Sie ist ja bei der Angelegenheit nicht im Mindesten betheiligt."

„Als junges, hübsches und geistreiches Mädchen mag sie geneigt sein, ihre Ansprüche zu überschätzen."

„Albert und Vittoria! abgeschmackt."

„Sehr anmaßend von der jungen Dame!"

„Er nimmt sie in alle Ewigkeit nicht!"

„Das glaub' auch ich."

„Bettina, Sie haben Recht, nur so kann ich verstehen, daß meine Freunde der thörichten Heirath so wenig Widerstand entgegensetzten."

Indessen endete die lang ausgedehnte Konferenz mit keinem bestimmten Entschluß von Adriana's Seite. Die Hauptbedenklichkeit derselben blieb: „Was wird Albert dazu sagen?!"

So lebten die Gatten auch ferner, wenn nicht mit, doch neben einander fort.

Otto änderte nichts an seiner Lebensweise.

In der milden Luft des Südens läßt sich das Leben so genußreich verträumen.

Otto empfand dies lebhaft. So trieb er sich auch wieder eines Tages bereits seit mehreren Stunden in seinem Lieblingsberufe umher. Es gab doch allerlei Narren auf Erden! Solche, die sich in dumpfen Komptoiren über Rechenbüchern quälten, andere in der Studirstube ihre Stirn bleichend. Otto begriff wieder lebhaft seine Ueberlegenheit.

Die Zeit wurde ihm nicht lang.

Erst schaute er dem geschäftigen Treiben eines Ameisenhaufens im Giardinetto zu, dann wurde er aus dieser Betrachtung durch zwei sich balgende Straßenjungen geweckt. Ein Knirps von fünf Jahren hieb mit viel Muth auf einen Knaben von zehn Jahren los. Das Gleichgewicht herzustellen, lieh Otto der Krabbe seinen Stock.

Die Balgerei zog sich über die Piazetta fort, einige Hunde mischten sich ein, zuletzt wälzt sich ein wirrer Knäuel im Straßenkoth.

Gleichzeitig legt eine Gondel an der Brücke della Paglia an, ein schlanker junger Mann springt heraus, tief in der Ecke verborgen kann man eine Dame wahrnehmen, Otto vermag blos ein buntes Seidenkleid zu unterscheiden. Der Ausgestiegene, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Rockkragen heraufgezogen, verräth nichts von seiner Identität als hellblonde Haare. Der Held des geheimniß=

vollen Liebesabenteuers thut auch kaum ein paar Schritte auf der Straße, nur bis zur nächsten Gondel, in welche er eilig schlüpft. Otto setzt sich vor ein Kaffeehaus der Riva, er dämmert über einer Zeitung. Plötzlich starrt die unheimliche Iris auf eine kleine flinke Gondel, die unter der Seufzerbrücke hinter dem Dogenpalast schwimmt. Eine Banknote hinwerfend und ohne auf den Rest zu warten, springt Otto in die Höhe, er eilt an den Landungsplatz; der schwarzbraune Kerl mit der rothen Mütze des Kastellans ist derselbe, welcher vorhin das Liebespaar führte.

Bei der Annäherung des Signor stößt der Burcaruol seinen einförmigen Ruf „Gondola!" aus.

Otto springt ins kleine Fahrzeug.

„Wohin Vossignoria?"

„Dorthin, von wo Du herkamst."

„Dies weiß ich nicht mehr, sobald eine Fahrt bezahlt ist, vergeß' ich dieselbe."

„Dann trachte, Dich diesmal zu erinnern, ich bezahle zehn Francs, wenn Dir Dein Gedächtniß wiederkehrt."

„Um den Preis mögen sie sich prügeln", denkt der Gondelmann.

Er führt nämlich stets seine bessere Hälfte hand=

greiflich zur ehelichen Pflicht zurück, wenn diese zu süß auf einen Andern schaute und vermuthet auch in Otto einen eifersüchtigen Gatten oder Geliebten.

So stößt der Popolano das sakramentale „va ben!“ aus, welches in Venedig jeden Vertrag besiegelt.

Sie durchkreuzen rasch die Wasserstraße des Canal Grande, um in das wirre Netz der kleinen Seitenkanäle einzumünden. Lange dehnt sich die Fahrt, bis am öden Fondamente ein alter Palast sichtbar wird.

Die uralten Mauern sind neuerdings mit weißer Tünche beschmiert, der Steinbalkon ist grell bemalt und ebenso das den kleinen Garten abschließende Eisengitter. Die alten historischen Wappenthiere haben geschmacklosen Vasen mit Blechgewächsen Platz gemacht.

„Palazzo Bondumier“, ruft Otto, „da wohnt der Chevalier von St. Alban.“

„Das weiß ich nicht Vossignoria“, versetzte der Gondolier, an der Riva anlegend, meine Verpflichtung ist blos, Sie hierherzubringen.“

„Ich lege zehn Francs zu, wenn Du mir gestehst, daß Du Fräulein von St. Alban fuhrst.“

„Den Namen weiß ich wirklich nicht, aber es ist ein prächtiges Frauenzimmer, keine der vornehmen

Puppen, die aussehen, als ob sie von Mondschein lebten. Beim Aussteigen berührte sie auch frei meine Hand, that nicht, als ob Unsereiner giftig wäre."

„Die Beschreibung paßt, wer war der Herr?"

„Das ist mir in der That unbekannt."

Mit dem großen Probleme beschäftigt, zählte Otto Adriana's Geld auf die wettergebräunte, schwielige Hand des Gondoliers, stieg aus und legte noch mechanisch die wenigen Schritte bis zum Palazzo Bondumier zurück.

Heloise hatte ihm auf dem Balle des Fürsten sehr gut gefallen und dennoch ließ er mehrere Wochen verfließen, ohne den versprochenen Besuch abzustatten. Jetzt spornte ihn die Neugierde.

Auf den Glockenriß am Gitter erschien ein Bedienter in Livrée. Die Farben von gelb, grün und roth bildeten die geschmackloseste Zusammenstellung. Umsonst hatte der Chevalier gegen die lächerliche Zusammenstellung Einspruch erhoben, Heloise gefiel der Papagei und Otto gefiel er auch.

Der Bediente grinste, er erkannte Otto. Dieser stierte die offenstehende schutzlose Nase an, ohne sich auf den Kellner Marco der modischen Restauration, die er zuweilen mit Leopold März besucht, wieder zu erinnern.

Beide hatten ihr Gefieder mächtig verändert, das Glück hatte Beiden gelächelt.

„Ist die Signorina zuhause?"

„Ja, wen habe ich die Ehre zu melden?"

„Baron von Ronneburg."

Marco vollzog seine Botschaft im grauenhaften Jargon und seltsam — er und seine Herrin hatten genau dieselbe Aussprache.

„Man nahm mich hier auf, weil ich so schön französisch spreche", berichtete der Diener, Otto den Weg weisend, „die Herrschaft versteht keine Silbe italienisch."

Otto stöhnte leise, das Zeitwort avoir und das Zeitwort être lagen sich wieder in den Haaren.

In den kellerartig kühlen, halbdunklen Mittelsaal eintretend, sah Otto von einem Divan das erst vor Kurzem erblickte bunte Damastkleid sich entgegenschimmern.

Heloise überschüttete Otto mit einem Schwall herausfordernder Vorwürfe. Er stotterte ungeschickte Entschuldigungen und war froh, in Sicherheit auf dem Divan zu landen. Hierauf trank er mit Behagen den ihm angebotenen Madeira und knabberte Biscuit dazu.

„Haben Sie jetzt viele Bekannte in Venedig?" fragte Otto endlich im Laufe des Gesprächs.

„O ja, Dr. Podio, Bankier Fiorento besuchen mich oft und dann ce petit Camille!“

Mit eigenthümlicher Mischung von Geringschätzung und kokettem Lächeln sprach Heloise „ce petit Camille“ aus.

Otto erhielt dadurch eine Erleuchtung, es fiel ihm ein, daß der Husar lichtblonde Haare habe, und weil die Farbe in Italien keineswegs häufig ist, wurde ihm der Schluß auf den Mann in der Gondel leicht.

„Sehen Sie Gräfin da Mosta auch zuweilen?“ fragte er unschuldig.

„Nein!“ ruft Heloise unwillig.

Mittlerweile forschen die Augen der Dame unwillig auf dem Gesichte des jungen Mannes, ob er aus Absicht oder aus Dummheit gefehlt habe. Sie entdecken das letztere.

Unheilverkündend funkelten ihre Augen. Heloise dachte, ein Mann müsse behandelt werden wie ein Pferd, gleich im Anfange muß man ihn brechen, ihm den Herrn zeigen und er empört sich nie mehr gegen die kundige Hand. Heloise hatte nicht die niedliche Schulmädchenbildung, welche andere Damen befähigt ein wenig zu malen, ein wenig zu singen, die Nachbarschaft auf dem Klavier zur Verzweiflung

zu klimpern und das Wissen in homöopathischen Pillen zu schlucken.

Sie kannte nur Eine Beschäftigung für eine Frau — Liebe.

Camillo sollte eifersüchtig werden — die Furcht, seine Geliebte zu verlieren, mußte die Furcht vor seiner Mutter übertäuben — Heloise war fest entschlossen, ihren vorsichtigen Verehrer zu — kompromittiren.

Otto begriff nur, daß wieder eine Frau mehr in ihn verliebt sei.

Die Augen regten ihn mächtig auf.

„Sind Sie mit Ihrem Weine fertig?"

„Ja", antwortete er.

„Dann kommen Sie mit mir in den Garten, Sie sollen mich schaukeln."

Eine weiche, volle Schulter lehnte sich auf den Arm des Mannes, heißer Athem streifte ihn und wirre Locken berührten seine Stirn. So zog Heloise Otto mit sich fort bis zu einer großen russischen Schaukel.

Sie setzte sich auf das wagrecht zwischen starken Seilen hängende Brett und bedurfte es einer ziemlichen Anstrengung, die Schaukel in Bewegung zu setzen.

Otto that, was sie von ihm forderte, bis er keuchte.

„En evant!“ rief die Dame, mit einem scherzhaften Fächerschlag, der durch die Luft niedersausend einen breiten rothen Streif auf Otto's Hand zurückließ.

Er setzte fort, bis seine Kraft gebrochen war.

„Assez!“

In seinem Taumel hörte Otto dies kaum mehr, aber die Dame sprang herab, faßte ihn lächelnd am Arme und sagte: „Gehen wir spazieren.“

Heloise führte das Wort, weder die Grammatik, noch sonst eine Schranke hemmte sie.

„Jetzt sind Sie müde“, bemerkte Heloise, als er seine Füße nur mehr nachschleifte.

Sie musterte Otto mit ihren kecken Augen und lächelte befriedigt dazu, — der Teufel ist aus ihm getrieben.

„Ich werde Sie nach Hause führen“, fährt Heloise fort.

„Vielen Dank, aber . . .“

Otto kommt nicht weiter, Heloise befiehlt eine Gondel herbei. Hierauf stülpte sie einen Hut mit sehr unternehmender weißer Feder auf ihre schwarzen Locken, wirft einen falschen Hermelinkragen um und sie dünkt Otto reizend.

Ungeachtet seiner Bedenken nimmt er an ihrer Seite auf den Polstern Platz, gern wäre er unterwegs ausgestiegen, die Gondel hält aber erst an der Landungstreppe des Palazzo Partecipazio.

Eben fährt Albert an, sein scharfes Auge erkennt die Beiden trotz der Abenddämmerung und er wirft einen Blick tiefer Verachtung auf sie.

In einiger Verwirrung steigt Otto aus und schaut ängstlich hinauf nach Adriana's Fenstern.

Zufrieden, von seiner Frau nicht gesehen worden zu sein, grüßt Otto noch einmal nach der Gondel, Heloise neigt sich heraus und ruft:

„Vergessen Sie nicht mich bald zu besuchen Baron, sonst hole ich Sie hier ab."

Otto ertheilt die gewünschte Versicherung. „Prächtiges Weib!" denkt er, „sie liebt mich, dafür kann ich nun nichts, es ist eben mein Geschick, geliebt zu werden."

Dann stieg Otto die Treppe hinan, ohne genau zu wissen, ob auf dem Kopfe oder auf den Fußsohlen.

Etwas verlegen trat er bei Adriana ein.

„Guten Abend, Kindchen! Entschuldige, daß ich Dich so lange allein ließ."

„Guten Abend, Otto."

Die Stimme klang etwas matt vom Sopha her, auf welchem Adriana lag.

„Ich hatte heftigen Kopfschmerz und ging daher viel spazieren."

„Mich freut es, daß Du nun hier bist."

Adriana war jetzt durchaus nicht kampfbereit, sie reicht ihrem Gatten die Hand. Er hatte Vorwürfe erwartet, dankbar ergreift er das Friedenszeichen.

Adriana ist in einen weiten Morgenrock aus duftigem Nesseltuche gehüllt, der von himmelblauen Schleifen gehalten wird. Durchsichtige Spitzen fallen auf die reizenden Hände, schmiegen sich an die Alabastersäule des Halses, auf welchem sich der Kopf knospenhaft erhebt.

Adriana gleicht dem fein nuancirten, edel gehaltenen Bilde eines Meisters, Heloise dem brennenden, grob gemalten Wirthshausschilde.

Im gewöhnlichen Leben zieht Otto das Wirthshausschild einem Raphael vor, aber jetzt thut ihm der Gegensatz der vornehmen Ruhe im Wesen seiner Frau wohl.

Otto bezeugt seine freundschaftliche Gesinnung durch läppische Rathschläge in Betreff von Adriana's Gesundheit.

Als das Diner gemeldet wird, will sie sich

erheben, aber Otto schlägt vor, dasselbe in die Camera bei Stucchi bringen zu lassen vor Adriana's Ruhebett.

„Er ist doch gut", denkt sie, „vielleicht . . ."

Freundlich und innig wie lange nicht mehr, wie kaum in den ersten Tagen ihrer Ehe verkehren die Gatten mit einander.

Als Signora Cocco eintritt, blickt sie verwundert auf das sich ihr bietende Bild. Schlimm steht es um das der Ex-Gesellschafterin hochwillkommene Scheidungsprojekt, zu welchem Adriana sich so schwer entschließen kann.

Wieder öffnete sich Otto eine günstige Gelegenheit. Die Ehe ist so wunderbar reich an Veranlassungen, sich gründlich zu hassen oder zärtlich zu lieben. Wenn er jetzt fortfährt, sich gut gegen Adriana zu benehmen, dann wird sie ihm Manches verzeihen, es mag Otto gelingen, das wunderbar Errungene festzuhalten.

Doch nein, auch dazu ist er zu erbärmlich; mit Lastern wie die seinigen kann es nur einen kurzen Waffenstillstand, keinen Frieden geben. Er wird nie aufhören, träg, lügenhaft, charakterlos und empörend eitel zu sein.

Signora Cocco empfand lebhafte Befriedigung,

zu erwägen, daß solche Eigenschaften bei einem armen Manne Verbrechen gleichkommen.

Wie aber Adriana schließlich entscheiden würde, in ihrer echt weiblichen Zähigkeit aus einem Gemisch von Schwäche und Eigensinn gebildet, diese Frage vermochte Signora Cocco nicht zu lösen, darauf ruhte der Schleier der Zukunft.

21. Wer bist du, schönes Räthsel?

Der Carneval, der wie ein hitziges Fieber das italienische Leben durchbraust, stand in voller Blüthe. Die Theater zeigten sich allnächtlich überfüllt, die alten Paläste erschlossen wieder ihre lang verwaisten Säle zu patrizischen Festen, alle öffentlichen Lokale wimmelten von Vergnügungssuchenden, der Signor speiste fein in einer Restauration mit einer Donnetta in niedlichem Domino und der braune Bursche des Molo führte wenigstens seine Geliebte in eine Osteria zum Nachtmahl.

Ueberall klang Musik und der rhythmische Tonfall des Tanzes, überall erschallte die laute Fröhlichkeit der weinseligen Tafelfreuden und das Lied tönte dazwischen. Die Dogenwittwe, die gestürzte Königin der Adria, hat sich ihrer Trauerschleier entledigt und das Haupt mit Reblaub umwunden, für eine kurze Weile ist sie zur Bacchantin geworden. Später wird das arme Volk

seine Verkommenheit noch tiefer empfinden; allein so lange der Taumel währt: Evviva il carnevale.

Adriana erscheint selten öffentlich, sie ist häufig unwohl, aber Albert irrt mit einer gewissen Unruhe umher. Unvergessen ist ihm die Begegnung am Lido, er sucht die schöne Unbekannte.

In keinem Ballsaale ist sie zu finden, flach und unbedeutend erschienen alle Gesichter im Vergleiche mit dem ihrigen.

Hat sie Venedig wieder verlassen, war es nur ein kurzes, glänzendes Meteor an Albert's Lebens-Horizont?

Doch nein, er ahnte und fühlte ihre Nähe, manchmal schien es, als ob er sie sehe, flüchtig erscheinend, nie faßbar, nie erreichbar.

Der Carneval muß Gelegenheit bieten, sie wiederzufinden.

Ernst begreift nicht das Treiben seines Vetters, er sieht diesen erregt, unstät, verschieden von seiner sonstigen Weise; auch zeigt Albert eine große Neigung, allein auszugehen.

Scheu und sensitiv zieht sich Ernst mehr in sich selbst zurück, er besucht all' die Festlichkeiten, bei welchen er Vittoria zu treffen hoffen darf.

Sie haben jetzt einen Gegenstand gemeinschaftlichen Interesses, sie sprechen mit einander von Albert.

Dieser lebt sein eigenes Leben, die sonstigen Interessen sind erbleicht, nur das Neue, Unbekannte lockt mit dämonischer Gewalt.

Das spärliche Repertoire der Venetianer Saison verkündet eine neue Oper, über den kleinen Campo San Fantino wallen die Besucher, am Wasserthor der Fenice landen die Gondeln.

Die Lebemänner haben ihre Sitze in den ersten beiden Reihen hinter dem Orchester eingenommen. Es sind meistens graue und meistens kahle Köpfe, welche die rothen Sammtlehnstühle überragen. Jeder von ihnen hat schon über ein halbes Jahrhundert sein mehr oder minder nutzloses Dasein geführt.

Seit es keinen Beschluß mehr zu fassen gilt im großen Rathe, zählt ihr Leben kaum ein höheres Interesse als das wohlgeformte Bein einer Tänzerin zu erregen vermag. Die Arbeit, das Leben zu genießen, hat sich ihnen bitter und schwer gezeigt, die Lust erwies sich als herbe Frucht mit verlockender Schale.

Graf Momolo Partecipazio sitzt unter den Altersgenossen und Freunden, die markigen Züge des schönen südlichen Kopfes tragen den Ausdruck einer dumpfen Verzweiflung. Hohl und öde dünkt ihrem alten Opferpriester die Welt. Mit der unendlichen Apathie, die kein Ziel mehr verfolgt auf

Erden, hebt Momolo sein Opernglas zu den Augen empor.

Zuerst sucht er gewohnheitsmäßig die Loge des ersten Ranges, die seit dem Bestehen der Fenice das Eigenthum der älteren Linie seines Hauses ist. An derselben Stelle saß vor dreißig Jahren Irene und sitzt heute Adriana.

Jetzt zuckt es um die Mundwinkel, die tief eingesunken erscheinen, die Augen leuchten fahl aus ihren Höhlen. Es regt sich doch noch etwas im Innern dieses Mannes und gleicht dies Etwas auch nur den galvanischen Zuckungen eines Körpers, dem das Leben entfloh.

Adriana sieht müde und unwohl aus, sie plaudert abgespannt mit ihren Patriarchen.

Mit erloschener Spannkraft gleitet Momolo's Blick hinüber in die Nachbarloge. Die dort an der Brüstung lehnende Frau ist blendend genug, um selbst den Weltmüdesten noch zu elektrisiren. Die sämmtlichen Operngläser der Herren in den Lehnstühlen folgen der gleichen Richtung.

Kein Zug ändert sich in dem kalten stolzen Marmorgesichte. Die Frau sucht keinen Blick, sie weicht keinen aus. Nur zwei Gattungen von weiblichen Wesen können so die aufregende Wirkung des Menschenauges ertragen: Die Kaiserin, menschen=

verachtend herab von ihrer Höhe, das feile Geschöpf gewohnt als Waare in der Markthalle zu stehen.

Aber die griechische Reinheit der Züge, die edle Haltung verbieten hier jeden gemeinen Argwohn, dies königliche Weib hat nie den stolzen Nacken unter das Joch der Schmach gebeugt.

„Wer ist sie?“

Die Frage geht von Mund zu Mund durch die Reihen der Jünger der Lust. Sie kennen Alle, die einen edlen Namen würdig tragen und außerdem noch Solche, welche ein Mann öffentlich verleugnet. Das wunderbare, undinenhafte Wesen, dasitzend von goldenen Haaren überfluthet, aus denen Diamanten blitzen, das kannte Keiner.

Man hatte ab und zu die wunderbare Fremde gesehen, doch nie in so strahlendem, feenhaftem Glanze wie heute. Man sah sie auf flüchtigem Renner über den Sand des Lidos jagen oder in verschwiegener Gondel durch die Lagunen schwimmen, ihrer Spur zu folgen, ihr Inkognito zu ergründen, gelang bisher noch Niemandem.

Eben trat Albert in seine Loge gegenüber.

Wie gewöhnlich neigt er sich zuerst grüßend vor Adriana. Diese erglüht rosig bei seinem Erscheinen, aber bald erlischt das Licht der Freude in ihren Augen.

Albert's Blick haftet starr an der Nachbarloge.

Adriana neigt sich vor, sie sieht ein blendend schönes Weib.

Verzweiflung erfaßt mit ihren scharfen Geierklauen das Herz der Frau. Also verloren zum andernmal! Erst hat sie selbst leichtsinnig seinen Besitz verscherzt und nun tritt als weitere Trennung die Liebe dazwischen.

Die Qual, Albert einer Andern huldigen zu sehen, erträgt Adriana nicht länger, gegen ihre Umgebung Unwohlsein vorschützend, verläßt sie die Loge.

Er, dem ihr Schmerz gilt, beachtet ihn nicht einmal, er ist gefesselt.

Jetzt hält er sie, seine schöne Unbekannte, jetzt läßt er sie nicht mehr!

Nach dem Schlusse des zweiten Aktes erscheint der Congoneger unter der Logenthür. Er legt einen Mantel aus weichen, prachtvoll dunklen Zobelfellen um herrliche Schultern.

Ohne Besinnen erhebt sich auch Albert.

Er langt am Wasserthor an, als ihre Gondel abstößt. Peppo kann dem Rufe des Herrn nicht rasch folgen, denn zahlreiche Fahrzeuge liegen zwischen der Uchtenhagen'schen Gondel und der Landungstreppe. Gewandt, mit dem Fuße des Seefahrers steigt Albert über alle Hindernisse hinweg.

Aber bis er seine eigene Gondel betritt, sind einige Minuten verflossen und wenn es die Verfolgung einer flinken Barke gilt, kommen wenige Minuten Stunden gleich.

Wie Nachtvögel huschen schwarze Fahrzeuge über das stille, finstere Wasser, nur an den Ecken unterbrechen die seltsamen Warnungsrufe der Gondoliere die lautlose Ruhe.

Welche der unzähligen Gondeln birgt die Perle?

Verstimmt von der vergeblichen Jagd, springt Albert an's Land, ohne sich um die Riva zu bekümmern.

In den engen Straßen wogt das Volk, tobt der Karnevalslärm.

Ungeduldig eilt Albert vorwärts und vorwärts ohne Ziel. Er will sich selbst, seiner eigenen Unruhe, dem Fremdartigen, Seltsamen, das sich seiner bemächtigt, entfliehen.

Mechanisch gibt er dem Impuls der Menge nach, welche dem Platze zuströmt. Lauter wird das Toben, dichter das Gedränge, die Bogenhallen öffnen sich. Kalt und klar steht der Mond zwischen Campanile und Kirche, gießt sein magisches Licht auf Denkmäler einer anderen Zeit.

Seit ungezählten Jahrtausenden schaut der

Mond auf die Erde nieder, beleuchtet der Menschen Thorheit. Oft hat er über dem schönsten Platze der Welt, dem allein der gestirnte Himmel würdig ist, zur Decke zu dienen, auf die ephemere Karnevalslust herum niedergeglänzt.

Die flackernden Gasflammen der Kandelaber erhellen die tieferen Regionen, über denen schwärzlicher Azur weich lagert. Unten mischen sich Farben zu prismatisch verschwommenem Bilde.

Es klingt in der Luft, als wenn Millionen von Vögeln pfiffen, dazwischen tönt die Narrenschelle, ertönen Tanzesweisen. Die Dadi-Maske in Gang und Geberden das niedere Kindesalter nachahmen, hüpft umher. Zu einförmiger Melodie produziren die Spazzicamini mit Leitern und Bürsten ihren Tanz. Dann lockt die lärmende Musik der Neapolitaner wieder die gaffende Menge auf einen anderen Punkt. Die Chioggiotten mit ihren echten Spitzen und echten Ringen in den Sammetjacken, den bäuerisch derben kleinen Grundbesitzer darstellend, schleudern ihren Confettiregen in die Gesichter. Endlich wirbeln in tollem Reigen die Matti heran. Unzählige Dominos, einfach verkleidete Frauen schwirren dazwischen. Die weiblichen Masken schreien alle eh! die männlichen oh! es ist ohrenzerreißend, betäubend und dennoch nervenerregend.

Das Volk gafft und glotzt und vergißt sein Elend, es ist an Spiele, an Schaugepränge noch aus den Zeiten seiner klugen aristokratischen Regenten her gewohnt.

Für Albert hat dieser Pöbelkarneval etwas Ekelerregendes, er sucht im Schlamme nach einer Perle, doch wo, doch wie dieselbe finden?

Ungeduldig tritt er auf die Piazzetta hinaus, die von kühlem Winde bestrichen, abseits von dem lärmenden Treiben liegt.

Albert's Falkenauge dringt bis zum Molo vor. Eine schlanke Gestalt windet sich zwischen den zwei Säulen durch, ihr folgt — ein Schatten.

Sie ist es!

Wieder beginnt die athemlose Jagd.

Die Unbekannte besitzt mächtigen Vorsprung vor ihm, sie bewegt sich mit der Flüchtigkeit der Gazelle, mit der bezaubernden Anmuth des Schwanes. Albert ist gewohnt, der Gemse auf die Grate der steierischen Berge, dem Auerhahn auf die Höhe zu folgen und den Horst des Steinaars zu erklimmen. Er besitzt die geschärften Sinne der Wilden Nordamerikas und den andauernden, aushaltenden Schritt des Jägers.

Auftauchend, verschwindend verfolgt er zwei Schatten über die Brücken hin.

Er gewinnt ein wenig Raum, wenn es so fort geht, hat er die Gesuchte auf der dritten oder vierten Brücke erreicht.

In fliegender Eile erklimmt er die Steinstufen des Ponte della Pietà und überschaut den vor ihm liegenden Raum — verschwunden, wie von der Erde verschlungen ist seine Unbekannte.

Jetzt lehnt der Mann mit keuchender Brust an der Stelle, wo sich noch vor Kurzem die kleine Kapelle befand. Hier hat oft ein Frauenherz in heißem Flehen gerungen, hier hat oft ein Frauenherz in frohen Schlägen gepocht, denn die milde Heilige belächelte manches Stelldichein.

Albert denkt einige Augenblicke nach.

Auf der Riva der Slaven ist die Unbekannte nicht mehr, schwimmt sie in einem der verschlossenen Fahrzeuge auf die südliche Lagune hinaus, dann ist sie Albert unerreichbar, daher wählt er das Gäßchengewirr. Kirchen, Paläste, dunkle Kanäle, freie Plätze wechseln vor dem unaufhaltsam Vorwärtseilenden. Verklungen ist längst in den öder werdenden Straßentheilen die Karnevalslust, nur einzelne versprengte Masken gemahnen noch an den Mummenschanz.

Mit einemmale zuckt Albert zusammen, wie ein Lichtstreif gleitet über die Steinplatten hin der

silberschimmernde Saum eines Kleides. Jetzt huscht es vorüber an der Reiterstatue des Colleoni, die Konturen der zarten Gestalt zeichnen sich ab vom Portale der düstern Kirche San Giovani Paolo.

Sie ist es abermals, seine Unbekannte.

Rasch schwebt sie am Hospital vorbei über das öde Fondamenta dei Mendicanti, hinter ihr her der schwarze Schatten des Congonegers.

Nun gibt es keinen Ausweg mehr, nun muß er sie erreichen. Ruhig wie der Mann, der sein Ziel erblickt, sieht Albert die Frauengestalt um die Ecke biegen, in wenigen Minuten ist er an ihrer Seite.

Auch er betritt das Fondamenta Nuova. Die Stadt ist in ihrer Breitseite durchschnitten, weit dehnt sich die nördliche Lagune von den fernen Alpen umsäumt. Die Lichter Murano's glänzen herüber, das ehedem der Sommerfreudenort der Patrizier gewesen, bevor der Löwe von San Marco erobernd vordrang auf dem Festlande, bis zu den Friauler Bergen, über Verona hinaus ans Felsenthor der deutschen Gaue. Dann sind die wunderbaren Glasblumen in Murano's Werkstätten erblüht. Heute schläft die Insel einsam und verlassen im Lagunenbecken.

Aber der Blick des Mannes streift nur flüch-

tig das magische chiaro oscuro des nächtlichen Bildes, sein Auge fliegt suchend über das Fondamenta hin.

Da am Ponte de la Misericordia befindet sich eine Gruppe.

Am Horizont leuchtet hell der Mond, an der Brücke flimmert die Gasflamme, grell die Züge eines bleichen scharfen Kindergesichtes bescheinend. Erschöpft liegt der kleine magere Körper auf der Erde, nicht gesunder Schlaf, Betäubung und Hunger haben die müden Lider geschlossen.

Während weit ab auf der Piazza der Karnevalsjubel schallt, erlischt hier an der öden Riva das schwache Lebensflämmchen eines Kindes des Elends.

Wollüstig weich streifen feine Felle die erstarrten Glieder, Seide rauscht und Diamanten blitzen, die Marmorkönigin ist über den Knaben gebeugt, am nahen Laternenpfahl lehnt der Afrikaner und fletscht grinsend seine weißen Zähne.

Eine Sekunde steht Albert wie gebannt in stummem Schauen — nachher eilt er herbei.

Klirrend fällt eine goldschwere Börse zu Boden neben den schlummernden Knaben und sie entschlüpft wieder, der die wilde Jagd gegolten bis hierher.

Soll er seiner Unbekannten folgen, soll er erst ein Leben retten?

Das Gesetz der Menschlichkeit siegt.

Ein starker Arm reißt nun das Kind von der Erde auf, schlingt den dichten Mantel um den Halberfrorenen und in der köstlichen Wärme-Empfindung öffnen sich ein paar schwermüthige mandelförmige dunkle Augen, um die bläulichen Lippen schwebt glückliches Lächeln.

Albert ruft rasch einen der schlafenden Barcaroli wach und übergibt ihm das Kind mit dem Auftrage, es zu seinem Gondolier Peppo zu bringen.

Kaum fünf Minuten sind verflossen.

Das Fondamenta ist leer bis zum schwarzen Wasserspiegel der Sacca della Misericordia; nebenan im sogenannten Geisterhause klingen schrille unheimliche Töne.

Fernhin in der düstern Lagune schwimmt ein kleiner dunkler Punkt. Bis Albert eine Gondel besteigt, ist die erste aus der Sehweite verschwunden.

„Wer bist du, schönes Räthsel?" denkt der Mann, indem er sich müde auf den Polstern dehnt.

22. Saturnalien.

Venedig gleicht einer schönen Frau mit altersbleichem Haare und tief eingesunkenen Zügen; thun Melanogène, Poudre de riz und Rouge vegétal ihre Pflicht, ist die optische Täuschung hergestellt, dann glauben wir noch das herrliche Bild aus früherer Zeit zu schauen. Sonne und Gaslicht färben die Lagunenstadt heiter, Abends sitzt es sich behaglich in der niedlichen Bonbonière, dem Café Florian; draußen brennen viel zuckende Flammen, zwischendurch treibt sich Maskengetümmel.

Albert sitzt in der Fensterecke; mit heißen Blicken sucht er seine Unbekannte.

Ihm gegenüber schaut ein vornehmer Russe verstimmt hinaus auf den Platz. Er hat den Becher der Lust usque ad nauteam geleert, sich die Verdauung gründlich verdorben und findet seitdem Alles schal. Bitter tadelt er die Maskenzüge und fügt dann in tiefem Ernste hinzu:

„Das ist also der vielgerühmte venetianische Karneval!"

Es lag scharfe Entrüstung in dem Tone, als sei dadurch, daß man seinen Erwartungen nicht entsprochen, an dem Sprecher ein persönliches Unrecht begangen worden.

Albert lächelte zu den Worten des Generals, auch er fand die Geschichte, was die Engländer slow nennen, aber er beharrte nicht bei seinen eigenen Eindrücken wie der blasirte alte Russe und der noch blasirtere, noch ältere Salomon es gethan, sondern er bemühte sich ruhig nach der eigentlichen Idee des Karnevals zu suchen.

„Den altrömischen Saturnalien liegt ein wahrhaft tiefsinniger Gedanke zu Grunde", wandte er sich an den ihm bekannten General, „es galt die praktische Durchführung der absoluten Gleichheit. Der Sklave wurde zum Menschen. Jeder trat aus seiner Individualität heraus in's allgemein Menschliche, aus dem kleinen in's große Centrum. Die Umkehrung der sozialen Stellung, die tollsten Kombinationen sind die echten Karnevalsblüthen. Ebenso war es hier in Venedig, wo die Staatsraison und das ängstlich gehütete Dekorum die hohen Würdenträger und die vornehmen Frauen von allen öffentlichen Lustbarkeiten ausgeschlossen. Daher

trugen sie den dritten Theil des Jahres die ihnen die Freiheit gebende Maskenhülle des Tabarro und der Bauta. Unsere veränderten Sitten haben der Sache den Kern geraubt. Soll die sich überlebende Institution noch ihr Scheindasein fristen, so muß eben jeder Zuschauer sich entschließen, Mitspieler zu werden."

„Andiamo! versuchen wir es", bemerkte der Russe abgespannt.

Albert war die Begleitung nicht lieb, aber es widersprach seinem rücksichtsvoll artigen Wesen, dieselbe abzulehnen.

So schoben sie die Arme ineinander.

Der Russe stürzte sich nun gewaltsam hinein, um zu versuchen, ob er sich unterhalten könne.

Unter den alten Prokuratien wandeln züchtig zwei blonde englische Misses.

„Die gehen ihren stillen Schritt und nehmen dich doch am Ende mit", deklamirte der General sich anrankend.

Anfangs kamen die Antworten spärlich und scheu, allmälig zuversichtlicher, das Eis wurde erst dann gebrochen, als ein weiblicher schwarzer Domino sich noch zu ihnen gesellte.

„Gehen wir Champagner trinken", schlug der General vor.

„Es schickt sich nicht“, sagten die Misses und thaten es doch.

Aus den Perlen des Schaumweines stieg Heiterkeit empor, besonders bei dem Domino, sein Wesen gemahnte Albert an frischen Steppenduft. Alle sangen durcheinander. Mitten in die näselnden englischen Melodien, die weich gerundeten, volltönigen italienischen Canzonen klang plötzlich eine eigenthümliche schwermüthige Volksweise, begleitet von fremdartigen Worten.

Der General neigt sich überrascht vor, er flüstert dem Domino etwas in's Ohr.

Die Maske springt ungeduldig auf, ohne Antwort.

„Begleite mich“, wendet sie sich an Albert.

Aus dem Nebenzimmer dringen laute Töne, ein kleiner schwarzer Mann bewirthet zwei abgelebte, derbe weibliche Wesen. Die geben seine unfeinen Scherze noch unfeiner in schlechtem Deutsch, schlechterem Französisch und grauenhaftem Italienisch zurück.

Albert war froh, sich den rohen Scenen zu entziehen, er ließ den Russen bei den Misses.

Eigenthümlich erschütterte ihn die Berührung des Dominos, wie magisch fühlte er sich angezogen. War es endlich seine Unbekannte? Sie plauderten

deutsch, englisch und italienisch durcheinander. Albert errieth, daß unter allen diesen, von der Maske meisterhaft gesprochenen Idiomen deren heimische Sprache nicht enthalten sei.

Aus der Halbmaske leuchtete ein Paar herrlicher grauer Augen, durch den Spitzenbart blitzte das kleine blendende Gebiß.

Auf Albert's Fragen gab der Domino ausweichende scharfe geistreiche Antworten.

Sie waren über den Platz geschlendert, durch die enge Frezzeria San Fantino zu.

Der weibliche Domino zog eine rothe Kamelie hervor und befestigte sie an seiner Brust.

„Irgend ein Erkennungszeichen?“ fragte Albert.

„Ja, ich erhielt heute die Kamelie geschickt mit der Bitte, sie auf der Cavalchina zu tragen.“

„Die Blumen werden Dir wohl zu viel in Deinem Leben?“

„Obgleich ich selten genug denke und niemals meine Gefühle ergründe, glaube ich, Du hast Recht, es ist so.“

„Willst Du nicht die Bestellung lassen und den Abend mir schenken?“

„Nein.“

In der Vorhalle der Fenice benützt der Domino das Gedränge, um zu entschlüpfen.

Unmuthig tritt Albert in den Saal.

Da findet er Mephistos ohne Geist — dumme Teufel! Blumenverkäuferinnen noch häßlicher, als die ehrwürdig alten des Markusplatzes. Mädchen versuchen, vom Visir geschützt, läppisches Liebesgirren, Frauen intriguiren ohne Witz, Männer verrathen, daß sie viel tranken, um sich nicht zu langweilen. Dazwischen drängt sich die Halbwelt ein und manches Land hat sein Kontingent gestellt.

Zwei weibliche Masken mit häßlichem ungarischen Deutsch um sich werfend, sind von zahlreichen Männern umringt.

Weiter stößt er wieder auf eine Gruppe.

Prachtvolle Seidenstoffe, hochgelb, dunkelroth, umhüllen zwei schlanke Gestalten. Echte Spitzen, echte Steine lassen darauf schließen, daß die Damen den „oberen Zehntausend" angehören, Hände wie Füße sind wohlbekleidet und reizend geformt. Die Zwei sprechen mit einander einen slavischen Dialekt und mit ihrer Umgebung elegantes Salon-Französisch.

„Ich kenne Dich, schöne Maske!" sagte ein ältlicher, ehemals schöner Venetianer zu der Gelben.

„Der Graf ist ein Gimpel", lispelte die Dame ihrer Gefährtin zu, „und ich will ihn tüchtig quälen."

„Thu' das, es ist der rechte Weg, um die

Männer rasend zu machen", erwidert die, wie es scheint, erfahrene Rothe.

„Nein, Du kennst mich nicht", wendet sich die Gelbe schnippisch an den Venetianer und macht Miene fortzugehen.

„Du wirst doch nicht so grausam sein mich zu verlassen?"

„Vielleicht sehen wir uns morgen wieder auf dem Passegio delle Zattere."

„Woran erkenn' ich Dich?"

Die Entwicklung wartet Albert nicht ab. Er macht die Runde im Saale, blickt in die Logen, durchwandert die Korridore. Der schwarze Domino mit der rothen Kamelie ist nirgends zu sehen.

Müde von der langen, nutzlosen Jagd, tritt Albert in die Restauration und trinkt einige Gläser geeisten Champagners. Zufällig trifft er wieder den russischen General.

„Hüten Sie sich vor dem schwarzen Domino", bemerkt jener.

„Wer ist sie?" frägt Albert aufgeregt.

„Pomiris, par aut français!"

„So sagte Voltaire von Katharina II."

„Ja, und die Petersburger Gesellschaft behauptet dasselbe von der mingrelischen Fürstin

Tatiana, der Enkelin Tamara's der Großen, der Nachkommin des Czars Vahtang."

Ein leiser Fächerschlag auf Albert's Schulter veranlaßt diesen sich umzuwenden. Reiche Stoffe mit kostbaren Fellen besetzt, bilden ein prachtvolles Kostüm des Ostens, das die Formen weich verhüllt.

Unter der Mütze quellen goldene Haare vor, aus der Halbmaske blitzen die Augen, funkeln die Zähne.

„Wie steht es mit unserem Schützling von Fondamenta Nuova?"

„Du bist es, jetzt halt' ich Dich!"

Albert springt auf und sein Arm faßt — die Luft. Hinter einem Wall von Eindringenden ist die Gesuchte verschwunden.

„Ein Glück für Sie, wenn Sie Fürstin Tatiana nicht wiederfinden", versetzte phlegmatisch der General, „sie war es eben in ihrer Nationaltracht."

Nie verhallte eine Warnung mehr im Winde — Albert stößt und drängt sich durch die Menge.

Spät findet er in einer Eckloge des Pepianos zwei schwarze Dominos, jeden mit einer rothen Kamelie. Sie scheinen in eifriges Gespräch vertieft und die Worte fließen in geläufigem Spanisch von den Lippen der Frau. Natürlich reden sie von Liebe.

Der Lauscher empfindet einen Stachel; ist es Eifersucht, ist es Zorn, ist es Schmach?

Vergällt ist ihm die Cavalchina und doch hält sie ihn fest bis gegen Morgen.

Am Wasserthor der Fenice stößt er wieder auf die beiden Dominos mit der rothen Blume. An der Treppe harrt die verschwiegene Gondel.

„Geh' voran", befiehlt die Dame.

Der Begleiter schlüpft unter das Felze.

Folgt sie ihm, ziehen sie das Thürchen hinter sich zu, dann befinden sie sich heimlich, traulich beisammen, kein Blick dringt hinein, kaum ein Laut heraus. Nur einiger Ruderschläge bedarf es und sie schwimmen sanft schaukelnd fort ins weiche Lagunenbecken, auf dessen Spiegel der Mond scheint und die blaue italienische Nacht aus tausend Sternenaugen niederschaut.

Sonderbar bewegt lauscht Albert am Ufer.

Plötzlich klingt es wie schrilles Lachen über den finstern Kanal; mit wildem Satze ist der weibliche Domino an's jenseitige Ufer gesprungen und im Gäßchengewirr verschwunden.

Die abgerissenen, nicht sanft gelösten Fäden im Leben lassen einen verstimmenden Nachhall zurück, als wenn eine Saite zersprang.

Trübe blickt Albert auf die Gondel mit dem Getäuschten, diese gleitet still und traurig davon.

Gleich dem Nordlichte von kurzer Dauer, hat das prachtvolle Frauenbild in sein Leben geglänzt. Seinem Sehfeld ist sie nun entrückt und auch seinem geistigen Auge. Wer kann sagen, ob unter den vielen Wasserperlen, die den Strom des Daseins hinabrollen, er Fürstin Tatiana je wieder erblicken wird? Sie mag in plötzlicher Laune vom Schauplatze verschwinden und in ihre ferne orientalische Heimath entfliehen.

Gleichsam mechanisch lenkt Albert seine Schritte wieder nach dem Markusplatze.

Hell glänzen die Kaffeebuden, die niemals geschlossen werden, einzelne Nachzügler treiben sich noch unter den Arkaden umher. Abermals tritt Albert bei Florian ein, um seinen durch schlechtes Getränk erhitzten Gaumen mit Eis zu kühlen.

In seine etwas übernächtige Stimmung klingt widrig eine grelle Stimme. Albert erkennt den Abenteurer von vorhin, mit seinen pechschwarzen Haaren, der eingedrückten Stirn, den gemeinen Zügen.

„Ich bin ein harmloses Geschöpf", perorirt er in geläufigem Französisch. „Freunde plündern mich aus, denn ich rechne nie."

Die Halbwelt-Figuren von vorhin hatte er nicht mehr bei sich, seine Gefährtin war eine wirkliche Dame, wie sie nur die chaotische Verwirrung der Saturnalien an die Seite eines solchen Menschen zu führen vermochte. Sie kannte wohl die Welt, denn sie hörte ihm mit spöttischem Blicke zu, und um den kleinen, hochmüthigen Mund schwebte ein geistreiches Lächeln.

Die Zwei sich selbst überlassend, erhebt sich Albert mit der Absicht, sich jetzt heim und zur Ruhe zu begeben.

Da schreitet rasch quer nach der Piazzetta zu ein schwarzer Domino, aus fröhlicher Kehle quillt ihm ein köstliches, neapolitanisches Lied. Vorüber an den altersgrauen Mauern geschichtlicher Bauten steigt das Lied wie der Sang der Lerche heiter schmetternd in die Luft empor. Jetzt gießt ein Kandelaber seine vollen Strahlen auf die Gestalt des schwarzen Dominos.

„Sie ist es!"

Seine Unbekannte hat Albert wiedergefunden, er folgt ihr wie das Eisen dem Magnet. Sie eilt flüchtigen Fußes dem Molo zu, auf der Landungstreppe läßt sich die rothe Blume deutlich unterscheiden, sie gleicht einem Blutstropfen an der Brust.

Bis Albert eine Gondel erreicht, schwimmt die

der Dame bereits an der „blauen Sphinx" San Giorgio Maggiore vorüber, südlich steuert sie hinaus in die Lagune.

„Der ersten nach", befiehlt Albert kurz und streckt sich auf den Polstern aus, die wiegende Bewegung gaukelt ihn in sanften Schlummer.

„Sant' Elisabetta del Lido, Signore!" ruft der Gondelmann.

Eine scharfe Seebrise streift Albert's Stirn und der graue Morgen blickt ihm kalt-nüchtern in die traumschweren Augen.

Die erste Gondel hat hier gelandet, schattenhaft zeichnen sich noch die Umrisse des schwarzen Dominos ab, über die Insel gleitend. Bald verbirgt ihn ein Sandhügel Albert's Blicken, bald erscheint er abermals in den Niederungen.

Tief sinken Albert's Füße ein, bis zum nahen Meeresstrande ist es ein mühsames Waten. Endlich hat er die letzte Terrainwelle hinter sich, graugrün wie ein geschupptes Riesenungeheuer wälzt sich das Adriatische Meer vom sandigen Ufer ab, unheimlich am nebelumdüsterten Morgen.

Die Unbekannte ist wieder von der Erde verschwunden.

Hat sie die Tiefe verschlungen?

Albert blickt mit Grauen auf das Meer.

Wie es kocht und brodelt und aufzischt!

„Umspült ihr mir, Wellen, den jungen Leib, mit nassen Wogen ihn umspannend, bis der Athem der Brust erstickt ist?“ überlegt er bangend.

Jetzt trägt der Morgenwind ein leises Stöhnen zu ihm herüber. Vom gelben Sande zeichnet sich in der Ferne ein schwarzer Punkt ab.

Daheim ruht die männliche Maske mit der rothen Blume im weichen, warmen Bette und träumt von der schönen Frau. Die ist zu Boden gedrückt am schaurigen Meeresstrande — dort liegt sie todtmüde, dort ist sie todtwund!

Ohne Besinnen steht Albert neben ihr.

Das Morgengrauen färbt die Gesichter fahl, die zarten Züge der Frau ähneln mehr als je einem Steinbilde. Das goldene Haar rieselt feucht auf die Schultern nieder, einzelne Flechten starren in die Luft, die weißen Zähne sind in die tiefrothe, sanft geschwellte Unterlippe verbissen.

„Was ist Dir?“

Weich klingt Albert's Stimme, und obwohl die Unbekannte die Maske abgenommen, obschon die erbleichenden Sterne ihr ins unbedeckte, düster schöne Angesicht schauen, spricht er doch, als befänden sie sich im Mummenschanze.

Stoßweiß von krampfhaftem Schluchzen unter-

brochen, legt die Frau ein seltsames Geständniß ab.

Das Geschick hat sie auf schwindelnde Höhen geführt, in jähe Abgründe gestürzt. Es gab in ihrem Leben Alles, nur niemals Ruhe, niemals Frieden. Gewöhnlich floß ihr ein Goldregen durch die Finger, zu Zeiten darbte sie selbst des Brodes. Von Schmeichlern umlagert — geschmäht. Das großartig einsame wilde Steppenleben führend oder sich tief in den Strudel des Pandämoniums der Welt stürzend, hatte sie Alles gekannt, Alles gekostet.

Die jugendliche, herrliche Frau schloß mit den Worten: „Das Leben ist eine unerträgliche Last."

„Laß mich Dir helfen, dieselbe zu tragen", flüstert Albert eigenthümlich bewegt.

Nun schnellt sie elastisch in die Höhe.

Ein gellender Ruf der kleinen Silberpfeife bringt den Congo-Neger herbei.

„Der Mummenschanz ist ausgespielt und der Aschermittwoch angebrochen, ich bin Fürstin Tatiani Grusinska; wie heißen Sie?"

Gleich kaltem Sturzbad übergossen Albert die kühl gesprochenen Worte.

„Baron von Uchtenhagen", entgegnete er sich verneigend.

„Frühstücken Sie mit mir in Sant Elisabetta del Lido!“

Hierauf nahm Tatiana Albert's Arm.

Der Congo-Neger bereitete scharf duftenden gelben Karawanen-Thee und reichte kostbare Pfeifen dazu, aus denen der betäubende Duft des Hadschisch aufstieg.

Albert berauschte sich in langen durstigen Zügen an der Frau und an dem geheimnißvollen Reizmittel des Ostens.

Ein paar Stunden später saßen sie im heiteren Sonnenschein und goldig flimmerte die Luft. Demanten blitzte nun die Lagune seit der blaue Himmel auf sie niederlachte.

Wenige Ruderstöße noch und sie landen am Molo.

„Soll ich Sie wieder auf immer verlieren?“ fragt Albert bewegt. „Sie haben mir noch nicht gesagt, Fürstin, wo Sie wohnen und ob ich Sie besuchen darf?“

„Weiß ich es selbst, ob es gut ist, wenn wir uns wiedersehen! Jedenfalls scheiden wir — als Freunde!“

Fröhlich sprang Tatiana an's Ufer, ohne Albert's dargebotene Hand zu berühren.

Unter den Säulenhallen verlor sich rasch die arische Göttergestalt.

Albert war es recht trennungsschwer zu Muthe und grauenhaft nüchtern, wie nach Erwachen aus wonnigem Traume.

Manches Heute hat kein Morgen, sollte es auch so sein in seiner Bekanntschaft mit der wunderbaren Marmorkönigin des Ostens?

23. Wir sind geschieden.

Das schöne Ufer des Giudecca-Kanals, das sich am südwestlichen Ende der Stadt hinzieht, ist das Jahr über verlassen. Nur am Aschermittwoch feiert die ganze Stadt auf demselben gleichsam das Saldo des Karnevals. Bestimmte Plätze an bestimmten Tagen aufzusuchen, ist eine alte Venetianer-Sitte. Früher zog sich durch das ganze Jahr ein Blumengewinde von kirchlichen und politischen Festen, die in ihrem lebendigen Schaugepränge auch dem niederen Volke Reiz boten.

Eine der überlebenden Sitten ist der Passeggio delle Zattere.

Manches Pärchen hat sich den ganzen Karneval durch geneckt, intriguirt, er will jetzt auch einmal im Sonnenschein ihr Gesicht erblicken, das er bisher nur im Gaslichte hinter dem Spitzenbart vortheilweise errathen hatte. Blumen in den Händen der Frauen werden zum Zeichen. Um die Betheiligten

schaart sich wie bei jeder Veranlassung im Süden, die wogende, gaffende, müßige Menge.

Punkt drei Uhr lagen die Gondeln zur Abfahrt bereit vor den Palästen Partecipazio und Uchtenhagen, die ein kleines Fondamenta verband und Albert kam rechtzeitig herunter, um Adriana die Hand beim Einsteigen zu reichen. Das schöne Wetter gestattete die unbedeckte Barke und so schwammen sie Seite an Seite.

Adriana's Verdacht erlosch wieder bei Albert's mild-freundlichem Wesen, nichts Fremdes konnte zwischen sie getreten sein!

Als sie in den Giudecca-Kanal einbogen, vermochten sie unter den vielen Lustfahrenden nur mehr langsam sich vorwärts zu bewegen.

Auf der Riva wimmelten die Fußgänger.

Vittoria berührte Adriana's Arm, um dieselbe auf Etwas aufmerksam zu machen. Gräfin da Mosta schritt eben steif und langsam die Zattere hinab, sie hatte Camillo an ihrer Seite. Ihnen entgegen kamen der Chevalier von St. Alban mit Heloise; Bankier Fiorentino begleitete die Dame. In dem Gedränge mußten sich die beiden Gruppen streifen. Unter dem zornigen Blick seiner Mutter zog es Camillo vor, nicht zu grüßen, obschon ihm dies später eine häßliche Scene mit Heloisen ein-

tragen mußte. Das Gesicht der angeblichen Tochter des Chevalier färbte sich braunroth vor Zorn; im nämlichen Augenblick kam auch Baron von Ronneburg mit seinen beiden Freunden Leopold von März und Dr. Molin. Otto hielten keine Rücksichten zurück, er zog seinen Hut in weitem Bogen. Ja er blieb plaudernd bei Heloisen stehen und begab sich sogar ihrem Winke folgend an ihre Seite.

Adriana sank abgespannt und müde wieder auf ihre Polster zurück, die Spazierfahrt war ihr verleidet.

Später wollte sie, um sich zu erfrischen, einen Blick auf Albert werfen, Vittoria beachtete diesmal das Gebahren ihrer Freundin nicht, auch ihre Sinne waren vollständig in den Augen concentrirt.

Den Kanal herunter kam eine Gondel, in welcher eine blendend schöne, reich gekleidete Frau saß, neben ihr befand sich ein junges Mädchen; zu ihren Füßen, den feinen Kopf auf ihren Knieen, lag ein prächtiger persischer Wolfshund, aufrecht wie eine Statue aus Ebenholz stand an der Spitze der Gondel ein Congo-Neger in Scharlach mit Gold.

Die schöne Fremde grüßte Albert lächelnd mit leichter Handbewegung und warf ihm tändelnd ein kleines Veilchensträußchen zu.

„Nach Hause“, stammelte Adriana.

Ihre Gondel begegnete der etwas verspätet kommenden Gräfin Lavagna und dem Fürsten Bromberg.

„Warum so früh nach Hause, liebe Adriana!" rief die alte Dame herüber.

„Ich fühle mich unwohl."

„Nun denn, so will ich jetzt nur eine kleine Rundfahrt machen und komme dann zu Dir, um Dir zu berichten."

Adriana nickte stumm und einige Ruderschläge trennten die Gondeln wieder.

Die alte Dame hielt ihr Versprechen, nach kaum einer Stunde löste sie Vittoria an Adriana's Ruhebett ab.

Friedlich, nervenberuhigend wirkte der Anblick des feinen Gesichtes, die Greisin gemahnte noch immer an den Engel vom Hofe. Halb verborgen unter den reichen Spitzen am Handgelenke schaute ein prachtvolles Armband vor — es umschloß das Porträt eines regierenden Herrn.

„Was ist Dir, liebe Adriana?" fragte Gräfin Lavagna, Adriana's Hand fassend, „Du siehst bleich und angegriffen aus."

„Ich bin krank; doch lassen wir das und erzählen Sie mir Etwas, um mich zu zerstreuen.

„Adriana, könnte Dein Unwohlsein nicht eine natürliche Erklärung finden?“

Roth überflog Adriana's Gesicht, dann erschien es gleich darauf noch abgespannter, noch bleicher als vorhin, große Tropfen sammelten sich langsam in ihren Augen.

Gräfin Lavagna schüttelte bedenklich den Kopf.

„Sprich mit meinem Arzte, Adriana, Du wirst sehen, ich habe Recht. Sei fröhlich, dies ist die Hauptsache.“

„Haben Sie nicht eine auffallende, fremdartige Erscheinung während Ihrer Fahrt bemerkt?“

„Ja, Du meinst wahrscheinlich Fürstin Tatiana Grusinska, Fürst Bromberg kennt sie; wen kennt er nicht!“

„Was sagt Ihr alter Freund von der Dame?“

„Er nennt sie ein dämonisches Weib. Er erzählte mir, daß er ehemals mit einem französischen Legations-Sekretär im Kaukasus reisend, von Tscherkessen überfallen wurde. Von fern umkreiste sie eine Frau zu Pferde, in der sie Fürstin Tatiana vermutheten. Es galt den Raub einer Kassette, welche Briefe Tatiana's enthielt. Dessen ungeachtet verließ er mich und folgte der Einladung der Fürstin. So sind eben die Männer, wer jung, schön und reich ist, kann Alles mit Ihnen machen.“

„Er — Uchtenhagen, kennt er sie auch?"

„Meines Wissens nicht. Albert ist der edelste, beste Mensch und es bleibt ewig schade, daß . . ."

„Weiter!"

„Nun Ihr wäret ein passendes Paar gewesen!"

Adriana weinte jetzt wirklich.

Gräfin Lavagna hielt es in ihrem Zartgefühl für besser, dies nicht zu beachten, sie beeilte sich, einen anderen Gegenstand zur Sprache zu bringen.

„Camillo befindet sich wieder einmal in einer schlimmen Situation."

„Camillo?"

„Ja, er unterhält zärtliche Beziehungen zu Fräulein von St. Alban, nun kam seine Mutter dahinter und Du kannst denken, wie es ihm erging."

„Diese Kämpfe zwischen Mutter und Sohn sind eigentlich recht komisch."

„Für die Zuschauer wohl, aber kaum für die Betheiligten. Sofia wird vor Furcht, Camillo könne sich gegen ihren Willen verheirathen, nahezu verrückt."

„Sie hat Recht, wenn sie ihn selbst mit Gewalt zurückhält; eine unpassende Verbindung ist etwas Fürchterliches."

„Neulich glaube ich ein Rendezvous zwischen Camillo und Fräulein von St. Alban beobachtet zu haben. Es ging sehr geheimnißvoll dabei zu,

wahrscheinlich wegen Sofia. Hat Dir Dein Mann nichts davon erzählt? Ich sah ihn mit demselben Gondolier sprechen und später die gleiche Gondel besteigen."

„Nein! er sprach nicht darüber, doch sieht es ihm ähnlich, sich um alle möglichen Lappalien zu bekümmern, nur nicht um das, was er sollte."

Gräfin Lavagna ahnte, daß die eheliche Eintracht gestört sei, sie wollte gern Frieden stiften und besann sich auf irgend einen Vorzug Otto's.

„Dein Mann ist doch sehr aufmerksam gegen Dich."

„Sie irren, liebe Gräfin; mir etwas Angenehmes zu erweisen, liegt gar nicht in Herrn von Ronneburg's Gewohnheiten."

„Er kaufte doch heute Morgen ein reizendes Kamelienbouquet für Dich."

„Wie kommen Sie zu dieser Vermuthung?"

Adriana's Augen hafteten jetzt auf dem sympatischen Gesicht der alten Dame; es gab kein Entrinnen und doch zögerte Gräfin Lavagna; sie fürchtete, die Sache noch schlimmer gemacht zu haben.

„Ich bitte, beantworten Sie meine Frage."

„Weil ich selbst ihn den Strauß in dem Blumenladen am Ponte delle Ostreghe kaufen sah, wo ich

mir eben frische Veilchen holte. Er gab auch auf einem Zettel die Adresse, wohin das Bouquet geschickt werden sollte. Ich dachte natürlich, es sei für Dich und wunderte mich, es heute nicht in Deinen Händen zu sehen."

„Sie hätten es in denen des Fräuleins von St. Alban erblicken können."

„Adriana, rege Dich nicht auf."

„Keineswegs."

„Dein Argwohn ist wahrscheinlich falsch, und Eifersucht ist immer blind."

„Eifersucht zwischen mir und Otto ist unmöglich, dazu gehört doch wohl Liebe."

„Da bist Du im Irrthume; man kann sehr lieben, ohne alle Eifersucht, und Manche quälen sich durch Eifersucht, die sich eher hassen, als lieben."

„Entschuldigen Sie, liebe Gräfin, wenn ich bitte, mich allein zu lassen; ich fühle mich sehr unwohl und bin mir auch bewußt, keine gute Gesellschafterin zu sein."

Gräfin Lavagna verabschiedete sich mit Bedauern über das unwillkürlich von ihr angerichtete Unheil.

Sobald sich Adriana allein befand, klingelte sie und wandte sich an den eintretenden Diener mit der Frage:

„Ist Baron von Ronneburg zu Hause?"

Er war zu Hause.

Adriana erhob sich, um in das Zimmer ihres Gatten zu gehen.

Die alte Wunde, daß Otto nichts leistete, brannte unaufhörlich fort. Das erwartete Geld traf niemals ein, Adriana dünkte es zuweilen, ihr Gatte belüge und betrüge sie fortwährend.

Entschlossen öffnete sie die Thür von Otto's Zimmer.

Adriana trug ein malvenfarbiges Seidenkleid, weich und schwer fiel der Stoff in anmuthigen Falten über die hohe, stattliche Gestalt. Hinter der vornehm schönen Erscheinung lief der faustgroße, graue Pintscher „Goliath." Das niedliche Thier kam nie von Adriana's Seite. Ihre Freunde kannten das Hündchen und erwiesen ihm alle möglichen Zärtlichkeiten. Goliath war in den Tagen seiner thörichten Jugend in ein eiskaltes Bassin gefallen und Albert hatte ihn herausgezogen. Seitdem hing Goliath an seinem Retter. Otto hatte einmal in seiner ungelenken Weise den Pintscher auf das Pfötchen getreten. Von dem Augenblicke an zog Goliath den Schweif ein, sobald er Otto sah und Adriana nahm ihn zu seinem Schutze stets auf den Arm.

Heute vergaß sie sogar Goliath's. Das

Thierchen setzte sich in einiger Entfernung von seiner Herrin, schaute mit den klugen Augen um sich, und harrte ernsthaft der Dinge, die da kommen sollten.

Eine Weile wartete Adriana, nicht sehr geduldig, ob ihr Gatte ihren Eintritt beachten werde. Doch er hob, träge auf dem Sopha liegend, seinen Kopf nicht, er meinte, es sei nur ein Diener hereingekommen.

„Ich habe mit Dir zu sprechen.“

Er stand verwundert auf und trat ihr gegenüber.

Das Gesicht hatte etwas Aufgedunsenes, die Augen stierten trüb verschwommen drein. Seine Haltung war nachlässig, seine Kleidung in Unordnung.

Irgend eine lobenswerthe Eigenschaft, auch nur ein körperlicher Vorzug hätte hingereicht, den Zorn der Frau zu mäßigen, zu entwaffnen.

Dieser Mann erregte Ekel, Haß und Verachtung.

In Adriana's Ohren brauste es, ihr Blut wallte, sie stürzte sich vorwärts in den Kampf.

„Es war eine Thorheit, daß ich Dich heirathete, alle meine Freunde riethen ab, aber ich büßte hart.“

„Adriana, ich verstehe Dich nicht.“

„Der öffentliche Verehrer einer Abenteurerin.“

„Fräulein von St. Alban ist eine ebenso anständige Dame wie Du.“

„Dies mir!“

„Uebrigens sind meine Beziehungen zu Fräulein von St. Alban die gewöhnlichen sozialen.“

„Lügen! Ich lernte längst an Deiner Wahrhaftigkeit zweifeln.“

„Adriana! reiz’ mich nicht auf das Aeußerste.“

Otto ward nun seinerseits dunkelroth im Gesichte aus Wuth und trat seiner Gattin einen Schritt näher.

Das Hündchen begann heftig zu bellen.

Otto schlug heftig nach Goliath, er bedurfte eines Ableiters für seinen Zorn.

Das Thierchen stieß ein schmerzliches Geheul aus, Adriana bückte sich und hob es liebkosend auf.

„Du bist nichts als ein Abenteurer, den ich wahnsinnig genug war, zu meinen Gatten zu erheben!“ rief sie zornig und fuhr darauf fort:

„Was geschah mit den Brillant-Ohrgehängen, die Du auf meinen Namen bei Passena herausnahmst?“

Bei der Frage brach Otto vollständig zusammen, die Röthe in seinem Gesichte wich einer schmutzigen Blässe.

„Ich ward zum Mörder um Deinetwillen, seither muß ich mich betäuben, um zu vergessen.“

Otto taumelte vorwärts, warf einen prachtvollen Krystallkandelaber aus Murano um und zerschnitt sich die Hand.

„Betrüger! Narr! wir sind geschieden!“

Adriana riß am Glockenzuge, bis er in ihren Händen blieb.

In der Regel beeilte sich Niemand, wenn Otto klingelte; aber heute hatten die Diener die Herrin zu ihm gehen gesehen, und sie stürzten aus allen Ecken herbei.

Es bot sich ihnen ein eigenthümlicher, unheimlicher Anblick.

Adriana lag bleich und zitternd auf dem Sopha, den abgerissenen Glockenzug hielt sie noch in der einen Hand, die andere preßte Goliath an die Brust.

Otto blutete stark, scheu und tückisch stand er in einer Ecke.

Aus dem wilden wirren Ausdruck in Adriana's Augen las man, daß sie vor irgend einer dunkeln Gefahr bebe.

„Erminia!“ rief Adriana schwach.

Die tapfere Kammerjungfer stand aufrecht vor der Herrin, sie hätte gern mit ihren Händen ihre

Liebe bethätigt, aber neben dem Zorne erwachte Bestürzung in dem treuen Geschöpfe.

„Liebe, theuere Kontessa, was ist Ihnen?"

„Verlasse mich nicht, bringe mich zu Bett und beschütze Goliath."

„Faßt an!" befahl Erminia.

Giovanni riß die Flügelthüren auf, zwei Gondoliere hoben sachte das Ruhebett empor und schritten mit ihrer kostbaren Last hinaus.

Der Mensch in der Ecke mochte heulen vor Schmerz und knirschen vor Wuth — er war ihnen Nichts, um ihn bekümmerte sich Niemand.

Adriana's Zustand verschlimmerte sich und in aller Eile wurde der Arzt geholt.

Ungeachtet seiner goldgefaßten Brille und seiner bedeutenden Kenntnisse konnte Professor Iwanowitsch aus dem Falle nicht klug werden.

Die Erscheinungen dieser plötzlichen heftigen Störung ließen sich nicht auf bekannte Ursachen zurückführen.

Professor Iwanowitsch stand seit einer Reihe von Jahren mit dem Hause Partecipazio in Verbindung. Aeltere Leute in Venedig raunten sich zu, daß Adriana's reiche Großtante Fiore Partecipazio und der mehr als wohlhabende, angesehene Arzt nur darum ledig geblieben seien — weil sie sich

liebten. Wie dem auch sein mochte, Professor Iwanowitsch öffnete den Mund niemals über diese Jugendgeschichte. Er nahm an Reichthum und Ehre von Jahr zu Jahr zu. So lange Fiore lebte, hielt Iwanowitsch' Gondel täglich vor dem Palaste. Als aufmerksamer Arzt stand der Professor der Dame bei, welche das Stadtgerücht als von ihm geliebt bezeichnete. Ob es nun richtig war oder falsch: die grausame Trennung aus Standesrücksichten zehrte keineswegs an ihm, er wurde täglich umfangreicher, selbstzufriedener. Kaum bedauerte er, daß die mit peinlichem chronischen Leiden kämpfende Fiore Partecipazio nicht seine Gattin geworden. Wenn wirklich ehedem der hübsche geistreiche Arzt der Gräfin gefallen, so fand sich in dem schwerfälligen, etwas geizigen Sonderling von über 60 Jahren kein Anklang mehr an vergangene Zeiten.

Indessen reichten die alten Erinnerungen hin, um Professor Iwanowitsch ein persönliches Interesse für Adriana einzuflößen. Er kannte sie von ihrer Kindheit an, seiner berufsmäßigen Hilfe hatte sie nur selten bedurft und als Arzt freute er sich ihrer normalen, durchaus gesunden Konstitution. Der alte, reiche Mann wurde nachgerade sehr bequem in seiner Praxis, doch an seinen alten Familien hielt er fest.

Wie allen Freunden Adriana's hatte ihm deren sonderbare Verbindung nicht gefallen, auch er meinte der Majoratsherr Baron von Uchtenhagen sei der einzige passende Gatte für die Erbin. Dann hatte Otto auch den Professor beleidigt, obschon dieser es um keinen Preis gestanden hätte. Er ärgerte sich, weil Baron Ronneburg Dr. Podio konsultirte. Der Professor hätte Otto in keinem Falle angenommen, aber dieser mußte ihm Gelegenheit geben, nein zu sagen.

Nun saß Professor Iwanowitsch nachdenkend vor Adriana's Bett, ihre feine Hand in der seinigen, er zählte die Pulsschläge und räusperte sich bedeutungsvoll. Bei einer so normalen Konstitution konnte die gewaltsame Störung nur von einem äußerlichen Einflusse herrühren. Uebrigens war die Kranke selbst, matt daliegend mit geschlossenen Augen, blassen Wangen und fast blutleeren Lippen, nicht im Stande, dem Arzte irgend einen Aufschluß zu ertheilen.

„Es ist doch keine Gefahr vorhanden?" fragte Erminia, während ihr die Thränen über die Wangen liefen.

Der Arzt schüttelte noch heftiger den Kopf als vorhin und legte warnend seinen Finger an den Mund. Wenn alle Sinne gebunden scheinen, er=

langt oft das Gehör eine krankhafte Schärfe. Der Professor winkte der hübschen Zofe, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen.

„Erzählen Sie mir nun genau, was der Krankheit Ihrer Herrin vorherging.“

Erminia that es und zwar etwas weitschweifig, er bekam seinen Theil, er mußte die Kontessa geärgert haben, er war an Allem Schuld.

Professor Iwanowitsch stimmte mit der Ansicht der Kammerjungfer überein, obgleich er dies nicht ausdrücklich sagte, seine Zärtlichkeit für Otto erhielt dadurch keinen Zuwachs.

„Liebes Kind!“ sagte er und seine fleischige Hand griff, seinen Worten Nachdruck verleihend, unter des Mädchens Kinn, „ich schätze Sie um Ihrer Anhänglichkeit willen, doch es ist gegenwärtig durchaus keine Gefahr. Ihre Herrin bedarf strenger körperlicher und geistiger Ruhe. Dann geht Alles seinen richtigen Weg. Halten Sie solche Personen fern, welche auf Ihre Herrin einen unangenehmen Eindruck machen könnten?“

Die Unterredung zwischen dem Professor und der Kammerjungfer währte noch länger, Erminia erfuhr etwas sie höchst Ueberraschendes.

„Sie meinen also, Herr Professor?“

„Liebes Kind, ich weiß es gewiß, nun leben Sie wohl, am Abend sehe ich wieder nach.“

Der dicke Doktor stieg in seine Gondel. Träge saß er auf den Polstern und dachte über die Verhältnisse im Hause Partecipazio nach. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er manches Familiendrama beobachtete. An sehr vornehmem Krankenbett hatte er ehedem die Befürchtung des Gatten erfahren, daß ihm die Gattin Gift gereicht. Die junge Frau eines alten reichen Majoratsherrn sah er zugleich mit ihrem Kinde unter seltsamen Umständen sterben, umgeben von Seitenverwandten, einem früheren Geliebten der Dame, einem untergeordneten Vertrauten und einer verhaßten Dienerin. All diese Personen verfolgten ihre besonderen Interessen; sämmtliche Vorfälle hüllten sich in undurchdringliches Dunkel. Zuweilen hatte auch Professor Iwanowitsch seine Kranken au dem geheimnißvollen Leiden zu Grunde gehen sehen, das man „gebrochenes Herz“ nennt.

Unglückliche Ehen lieferten die meisten solche Fälle, denn die Krankheit der Mädchen aus getäuschter Liebe läßt leichte Heilung auf homöopathischem Wege durch neue Liebe zu. Die peinlichen Eindrücke müssen sich häufig wiederholen, beinahe regelmäßig wiederkehren, wenn sie auf die Blutgefäße wirken,

wenn sie den Lebenssaft in seinen Quellen vergiften, oder den Ernährungs-Prozeß hemmen sollen.

Adriana hatte eine sehr unbesonnene Liebes-heirath geschlossen — war es ihr Geschick daran zu Grunde zu gehen? Die Aufgabe, schädliche Gemüths-Affekte zu bekämpfen, ist eine äußerst schwierige für die Medizin. Hoffentlich wird Adriana nicht das schweigende, duldende Opfer sein, sie wird den Kampf entschlossen aufnehmen.

Der Professor lächelte grimmig bei diesem Gedanken.

Gleich darauf schüttelte er bedenklich den Kopf — der Vorfall von heute durfte sich nicht wieder-holen.

Die Gondel des Arztes hielt.

„Wie steht es mit Adriana?" rief Gräfin da Mosta dem Eintretenden entgegen. „Der Mensch soll sie geschlagen haben."

„Frau Gräfin, ich entdeckte keine blauen Flecke an Baronin von Ronneburg."

„Sie sind unausstehlich, Professor. Nichts desto weniger behaupte ich, diese Heirath ist Adriana's Verderben." Die Gräfin hatte noch hundert Fragen zu stellen, die der Professor kurz mit der Bemerkung abschnitt:

„Darf ich bitten mir mitzutheilen, wie es mit Ihrem Rheumatismus steht, Frau Gräfin?"

Otto war nach dem Sturme zu seinem Freunde Leopold geflohen. Er bedurfte eines Menschen, der ihm sein zerfetztes Selbstgefühl wieder zusammenflickte.

Zuerst mußte Marie wieder ihre gute Bachis-Rolle üben und kühlende Salbe auf die verwundete Hand legen.

In Otto kochte dumpfer Zorn, er wußte nicht, wie er mit Adriana stehe, am liebsten wäre er auf kurze Zeit geflohen, vielleicht auf immer; doch dazu gehörte Geld, der Besitz- und Erwerbslose fühlte sich an die Krippe gebunden.

Das Konklave, auch Dr. Molin war anwesend im März'schen Hause, erfuhr zwar nicht die Wahrheit, doch errieth der junge Mediziner eine wichtige Nachricht aus Otto's geschminkter Erzählung.

Die Entdeckung begeistert Carlo Molin zu dem Ausrufe: „Sie sind ein glücklicher Mann!"

Der glückliche Mann wirft ihm einen finstern Blick zu.

„Meine Frau versteht mich nicht", versetzte Otto.

„Wer kümmert sich im Schoße des Wohlstandes um solch' eine Kleinigkeit", bemerkt Leopold.

„Sie ist jetzt häufig unwohl, abgespannt, matt und Ihre Laune wird dadurch nicht besser."

„Nun sage ich erst recht, Sie sind ein glücklicher Mann!"

„Sie ärgern mich, Molin!"

„Begreifen Sie denn nicht, Baron, Ihre Ehe wird in kurzer Zeit vollständig befestigt — durch ein Kind!"

Die Freunde des Barons Ronneburg hatten Gelegenheit sich zu wundern, wie er die freudige Kunde aufnahm.

Er ward bleicher, stiller, in sich gekehrter, es duldete Otto nicht länger auf demselben Platze.

Aber als er aufbrach, vermochte er wieder nicht sich dem Geleite seiner Freunde zu entziehen.

So verfügten sich Alle nach der Riva Tonda und auch die jüngeren Brüder März', nebst Emilio Fabri stellten sich ein.

Anfangs suchten sie pflichtschuldigst ihren Gönner ins Gespräch zu ziehen, aber als dies nicht gelang, kümmerten sie sich nicht um ihn.

Leopold sprach von Reisen, er, der niemals Geld genug besessen, den heimischen Kirchthurm aus den Augen zu verlieren und nur als Impresario einer Sängerin Etwas von der Welt gesehen — dabei log er nach Noten.

Sein Bruder Julius rückte ungeduldig auf dem Sitze; das war doch Alles nur unnützes Zeug, unsere modernen Hamlets, allerdings keine Königssöhne, sondern echte Proletarier, haben keine Zeit auf Lappalien zu verwenden, sie müssen reformiren, politisiren, regieren.

Zu Hause ging Alles drunter und drüber. Vater und Mutter zankten mehr als je, die Schulden wurden drückender und Bruder Max erlag sichtlich der Schwindsucht. Mit echter Bürgertugend ließ der jüngste März die häuslichen Wirren auf sich beruhen, um dem kranken Staate, der sich auf falschem Wege befindenden Gesellschaft zu Hilfe zu eilen. Julius schrieb Reden für Parteigenossen, die ebenso hitzig waren wie er, aber minder im Stande, ihre glänzenden Einfälle in Worte zu fassen. Einstweilen, so lange Italien seiner bedurfte, gab er die Beschäftigung beim Advokaten auf. Einfach arbeiten und Geld verdienen, das dünkte ihm reactionär. Er baute am Staate der Zukunft, half seines Vaters Schulden vermehren und das von Otto erpreßte Geld verjubeln.

„Du solltest eine politische Rolle spielen, Leopold“, versetzte Julius. Nun kam Feuer in halberloschene Augen und hektisches Roth auf eingesunkene Wangen.

„Ich glaube, Du hast Recht, Julius?“ pflichtete der Schriftsteller bei.

Fabri schaut mit seinen hübschen, schwermüthigen Augen drein.

„Wenn ich wohlhabend wäre, würde ich was Schönes schreiben“, seufzte er, „in der Harmonie der Dichtkunst erholt sich der müde Geist, aber die Grazien fliehen vom Kampfplatze des politischen Treibens, vom geschäftigen Markte, auf dem sich Alles um die Fleischtöpfe bürgerlichen Behagens drängt.“

„All' die Geschichten dünken mir gleich langweilig“, erklärt Max, „Trinken und Lieben sind die einzigen rationellen Beschäftigungen auf Erden.“

Leopold will reden.

„Hört! hört!“ ruft Carlo Molin geschäftig.

Die Uebrigen werden still, der berühmte Schriftsteller beliebt das Wort zu ergreifen, um es nicht sobald wieder loszulassen.

Glücklich gelangen sie bis zur veilchenblauen, zur rothen Republik. Leopold ist heiser geworden. Max hat viel getrunken. Fabri denkt an seine Gräfin und an die Lieder der Liebe zwischen Rose und Nachtigall. Molin überlegt, ob es nicht besser sei als Assistent im Spitale Pflaster zu streichen, als Leopold's Freund mit allen Emolumenten und

Lasten dieser Würde zu sein. Nur Julius hat seinem Bruder überhaupt zugehört.

Auch Jener ist nicht ganz zufrieden, es kamen in Leopold's politischen Träumereien nicht genug Barrikaden und zu wenig Guillotinen vor.

Der Matador der Gesellschaft saß die ganze Zeit über schweigsam. Wirr, ohne Verständniß schlagen die Reden an Otto's Ohr. Er sieht ein bleiches Gesicht sich gegenüber und ein weinendes Mädchen legt ihm ein Geständniß ab. Darauf hat er sie, die er bethört, in Noth und Tod getrieben. Otto schaudert und trinkt. Dann erscheinen ihm durch die angelaufenen Gläser seiner Brille die Köpfe seiner Freunde wie im Nebel. Er möchte sie gern los werden, die Gefährten seines Elends, er vermag es nicht. Es grauet ihm vor den Genossen und er trinkt wieder. Er entsetzt sich vor der Einsamkeit, die ihn umgeben würde, sobald er seine gering geachteten Freunde verstieße. Otto trinkt wieder. Fort und fort trinkt er, weil es so seine Gewohnheit, sein Trost ist.

Endlich schaut er mit stieren, verglasten Augen umher und gibt mit schwerer Zunge den Entschluß kund, aufzubrechen.

Pflichtschuldigst erheben sich die Uebrigen.

Julius besucht noch eine rothe Versammlung;

Leopold ist todmüde und sehnt sich nach den Federn, der Sänger der Liebe zwischen Rose und Nachtigall hilft dem schwerbetrunkenen Max über die Brücken nachhause. Carlo Molin bietet seinen erprobten Arm dem Baron von Ronneburg.

Er landet Otto ohne Unfall im Palazzo Partecipazio.

In der Vorhalle begegnen zwei Gondoliere dem Gatten ihrer Gebieterin — sie lassen ihn ohne Gruß vorüber.

„Wie schade, daß uns die Contessa nicht befahl, dem Kerl die Knochen zu zerbrechen", bemerkte der Erste.

„Nachher ihn die Treppe hinabzuwerfen", fügte der Zweite hinzu.

Der Gegenstand so frommer Wünsche erreichte den schönen Vorsaal des Piano nobile. Hier tritt ihm Erminia in den Weg.

„Die Contessa ist schwer krank, den von ihr bewohnten Flügel betritt Niemand."

Das hübsche Mädchen steht drohend aufgerichtet und aus den klaren Augen blitzt der Zorn.

Otto schleicht verdrossen nach seinem abgelegenen Gemache.

Bald darauf treffen Signora Cocco, Erminia und Goliath in Adriana's Vorgemach zusammen.

„Sie schläft süß“, bemerkte die Wittwe, „nun theilen Sie mir doch mit, wie dies Alles kam?“

Erminia that dies mit leisem Gewisper.

„Das Goldhündchen, der Juwel! konnte ihn nie leiden“, schloß die Kammerjungfer ihre Erzählung.

Signora Cocco war viel zu erfahren in den Irrgängen des Favoritenthums, um nicht stets Zuckerwerk in den Taschen zu haben für Lieblingsthiere. Sie wußte, daß keine Gesellschafterin aufkommen könne in einem Hause, in welchem ein Hund, ein Affe oder ein Papagei feindliche Gesinnung gegen dieselbe nährt.

Daher zog sie auch jetzt wieder Bonbons hervor und belohnte Goliath gebührend für seine Heldenthaten. Erminia aber hob die kleine Ratte in die Höhe und reichte ihr die frischen rothen Lippen, thauig wie eine reife Frucht, zum Kusse.

Dann durfte auch Signora Cocco Goliath küssen.

Gegenwärtig waren sie Beide gegen Otto verbündet und die alten Widersacherinnen schlossen einstweilen Frieden — über dem Gefallenen.

24. Ein dämonisches Weib.

Tiefe Nachtruhe liegt über dem Palazzo Partecipazio. Die scharfen Spitzbogen starren geisterhaft gegen den bläulich schwarzen Himmel empor. Die Wogen des Canal Grande fließen murmelnd vorüber, die exotischen Bäume und Sträucher des Gartens rauschen leise im Abendwind.

Kein Auge erspäht, daß drüben der Nachbar tief eingehüllt in seinen Pelzrock durch's Landthor seinen Palast verläßt.

Seit dem Passeggio delle Zattere brennt Albert ein kleines Blatt in der Brusttasche.

„Um Mitternacht am Molo!"

Die zwölfte Stunde hallt langsam nach vom Thurme, während Albert über die Piazetta schreitet.

Sein scharfes Auge unterscheidet rasch aus den vielen Fahrzeugen die Gondola a Fazzoletto

Da hängt ein kleines Stückchen Linnen von kostbaren Spitzen eingefaßt zum Fenster eines Gondel-

häuschens hinaus, sonst einförmig schwarz gleich den übrigen.

Der Congo-Neger öffnet geschäftig das Thürchen und Albert tritt, der Sitte gemäß sich verneigend, rückwärts ein.

Eine wahnsinnige Hoffnung hat ihn erfaßt, aber er entdeckt, nicht Sammt, nicht Seide, nicht weiche Felle, nicht zarte Frauenhaut.

Die Gondel ist leer.

Wie gebrochen sinkt er auf die Polster.

Bis er sich erholt von dem mächtigen Sturm in seinem Innern, schwimmen sie bereits in die nördliche Lagune.

Wohin bringt ihn das Ebenholzgesicht?

Die Ruderer sind in Tatiana's Diensten, der Neger folgt der Herrin blindlings; war es nicht Thorheit, so vertrauensvoll zu sein? Vielleicht ist Albert schon ein Gefangener?

Indessen ist ihm stets das lähmende Gefühl der Furcht fremd geblieben und Albert würde dies Gefängniß nicht freiwillig verlassen.

Was weiß er von der Frau, zu der es ihn magisch zieht?

Nur daß sie einem andern Stamme angehört, in andern Sitten aufgewachsen, einer Nation ent-

sprossen ist, in welcher die Leidenschaften heftig toben und die Civilisation nur die Epidermis streifte.

Kann eine solche Frau nicht den Mann tödten, den sie liebt? Oder lauert ein eifersüchtiger Gatte, ein früher Begünstigter auf der Schwelle mit Dolch und Schwert? Glänzt Gift in goldener Schale aus berauschendem Tranke?

Für den starken Mann tritt aus alldem nur der fremdartige Reiz der Gefahr zu der Bezauberung durch Tatiana's Wesen.

Die Zeit wird Albert lang, obschon er nur eine Viertelstunde fährt.

Die Gondel hält an einer öden Stelle, die Albert niemals sah, an einer Insel, welche er jetzt in der Nacht nicht erkennt, aber der Entfernung nach für Murano hält.

Der Congo-Neger winkt Albert zu folgen und huscht gleich einem Schatten über Schutthaufen, über Trümmer ihm voran. Einzelne Wassertümpel und Schlammstellen müssen sie überwinden. Nach längerer Wanderung blinkt eine weiße Mauer durch die Nacht.

Sie stehen vor einem einsamen Hause.

Alle Blenden sind herabgelassen, kein Lichtstrahl, kein Laut dringt heraus.

Der Congo-Neger schließt ein Seitenpförtchen auf und tritt zurück, Albert einlassend.

Einen Augenblick hält dieser wie geblendet auf der Schwelle, ein Meer von Licht durchfluthet die Halle, sanfte Wärme strömt dem Eintretenden entgegen, Blumen duften süß und scharf, bunte Vögel wiegen sich traumhaft auf grünen Sträuchern.

Etwas Feuchtes, Warmes berührt Albert's Hand; der prachtvolle persische Wolfshund begrüßt den Kommenden mit freudigen Sprüngen.

Bärtige Diener aus den Ländern des Aufganges neigen sich mit tiefem, orientalischem Gruß und öffnen Albert die Flügelthüren.

Der Fuß des Eintretenden versinkt in die weiche Wolle persischer Gewebe. Rings umher ziehen sich Divans reich gestickt in den brennenden Farben des Ostens, gleicher Stoff bekleidet die Wände, eine bunt bemalte Laterne hängt, helles Licht spendend, an der Decke.

In der Mitte des seltsamen Gemaches wird Albert von der Marmorkönigin empfangen. Um die prachtvollen Formen schmiegt sich die Kazabaika aus dunkelrothem Damast mit schwarzem Marder besetzt, das Unterkleid ist aus schwerem, golddurchwirktem gelben Seidenstoffe, wie ihn die Bulgaren auf Rußlands Märkte bringen, um das kleine rothe

Fez, das anmuthig, keck über den griechischen Zügen sitzt, winden sich goldene Zöpfe.

Mit den welligen Bewegungen eines Schwanes nähert sich Tatiana und hält Albert ihre kleine Hand hin.

Er befindet sich im Traumlande, die von den scharf duftenden Essenzen des Ostens durchschwängerte Luft verwirrt ihm vollends die Sinne. Weiche schwermüthige Melodien tönen wie aus der Ferne auf fremdartigen Instrumenten.

Tatiana reicht Albert die kalte kleine Hand.

„Seit wir uns auf dem Lido trafen, habe ich gekämpft mit mir, ob wir uns kennen lernen dürfen oder nicht", sagte sie.

„Tausend Dank, Fürstin, daß sie bejahend entschieden."

„Danken Sie nicht zu früh, wer kann an der Schwelle einer neuen Bekanntschaft sagen, ob diese zum Heile oder Unheile führt."

Die grauen Augen der Frau bohrten sich forschend in die des Mannes.

„Bei Fürstin Tatiana vermag die Antwort nicht zweifelhaft zu sein."

Sie lächelte sonderbar, fast trübe.

„Maiengrün, Novembergrau, das sind die Pole des Menschenlebens. Der Beginn ist stets hoffnungs=

freudig und frisch, dann erbleichen die Farben, die Lichter erlöschen."

„Eine solche Revolution der Gefühle tritt blos bei falschen Gütern, bei werthlosen Menschen ein."

Tatiana schüttelte das Haupt.

„Ein Dichter dieses Landes sagt: „Non ha la vita un frutto inutile miseria!" ich stimme mit ihm überein."

„Mit Ihren Gaben sollten Sie am wenigsten so sprechen, die Pessimisten sind meistens sich selbst überschätzende Leute, die, ihre thörichten Ansprüche nicht erfüllt findend, die Welt schwarz sehen."

„Gleichviel, ich habe kein Recht, meinen Gast mit meinen Anfällen von Spleen zu verdüstern. Erfahrung macht auch die Menschen kaum klüger, selten besser. So oft unsere Lebensbarke am Felsenriffe des Grames zerschellt, wir rüsten sie stets wieder neu aus zur tollen unsinnigen Fahrt nach dem Glücke, und der eigentliche Phönix, der immer von neuem aus der Asche ersteht, ist das Menschenherz. Es gleicht dem Zaubervogel Jinx der Alten."

„Glücklich sollte sein, wer Glück zu spenden vermag."

„Wollen wir zu Nacht speisen?"

Eine gedeckte Tafel wird hereingetragen und die Beiden nehmen ein leichtes, köstliches Mahl ein.

Nachdem die Speisenreste abgeräumt und die Diener entfernt waren, wandte sich Tatiana an Albert:

„Unsere Rechnung ist ungleich, Baron, ich habe Ihnen manch' thörichtes Bekenntniß abgelegt und weiß gar nichts von Ihnen?"

„Mein Leben verfloß nüchtern und einfach, ich erinnere mich kaum gelebt zu haben — bis heute!"

„Auch Sie!"

„Fürstin, ich weiß, daß alle Worte der Bewunderung Ihnen schal klingen müssen, Sie haben dieselben zu oft vernommen. Ich kann nur einfach sagen und wiederholen, ich wandelte stets ruhig im Thal, eine ungewöhnliche Erscheinung hat mich zuerst auf die Höhen verlockt."

„Sie verwalteten Ihre Besitzungen meisterhaft, Sie nahmen ruhigen Antheil an der Politik Ihres Landes, Sie dachten in der Fülle der Zeiten sich mit einer zu Ihnen passenden Gattin zu vermählen und ihnen möglichst gleichende Kinder zu erziehen. Dies zahme Dämmerdasein nannten Sie Leben."

„Meine Vergangenheit haben Sie richtig studirt, Fürstin, aber seit der Begegnung auf dem Lido brach für mich eine andere Zeit an."

„Sie hätten Lust, mit mir die Barke zu be-

steigen zur gemeinschaftlichen Fahrt nach dem Glück?"

„Unbedenklich und trieben wir geradezu in die Brandung."

„Ihr Muth, Ihre Entschlossenheit gefallen mir, doch ergreift mich bei Ihnen eine gewisse Bangigkeit, Sie sind kein Knabe, den ich wegjagen, Sie sind kein Spielzeug, das ich zerbrechen kann, Sie sind ein Mann!"

„Glauben Sie, Tatiana, daß der Stärkste auch zugleich der Ergebenste ist? Der Schwächling bringt unaufhörlich seiner schmählichen Eitelkeit Opfer."

„Es liegt Wahrheit in dem, was Sie sagen; der Starke, der Großmüthige allein hat den Muth, sich dem unterzuordnen, was er liebt."

„Das Wort Leidenschaft war mir überhaupt unbekannt, bis Sie mir die Seele gefangen nahmen."

„So las ich einen Juwel auf anstatt der bunten Kieselsteine von sonst."

„Vertrauen Sie mir, Tatiana."

Albert kniete jetzt und hielt die beiden Hände der Frau.

„Kehren Sie ruhig auf den Divan zurück."

„Wollen Sie ein grausames Spiel mit mir versuchen?"

„Nein, aber ich will Ihnen die Bedingung mit-

theilen, unter der ich allein meine Freundschaft gewähre."

„Und diese ist?"

„Man verläßt mich nie; wenn ich einen Bund schließe, so ist er für's Leben."

„Wer verlangt je freiwillig das Paradies zu verlassen!"

„Die Leidenschaft hat Besitz von Ihnen ergriffen, Albert, sonst hätten Sie geantwortet, es ist thöricht, Gefühlen eine immerwährende Dauer beizumessen."

„Mir dünkt, es könne keine Zeit kommen, in der ich aufhörte Sie zu lieben."

„Maiengrün, Novembergrau!"

„Immergrün!"

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über Tatiana's Züge.

„Jetzt verlassen Sie mich, Albert."

„Ich Sie jetzt verlassen?"

„Ja und darum bitte ich Sie, es ist die erste Gelegenheit, mir die Nachgiebigkeit des Starken zu beweisen."

„Gut es sei! wann darf ich wiederkommen?"

„Hieher, nie wieder!"

„Fürstin!"

Zornig funkelte das königliche graue Auge des

Mannes, ungesenkt nahm die Iris der Frau den Feuerstrahl auf.

„Drohen Sie, Baron von Uchtenhagen?"

„Drohen, nein, nie einer Frau, doch ich sage, Sie haben ein schmähliches Spiel mit mir getrieben."

Ein Silberlachen klang durch's Gemach.

„Sie hatten den Fehler, mich nicht ausreden zu lassen. Morgen, oder vielmehr heute, denn der Tag steigt bereits grau über den Lagunen auf, beziehe ich den Palazzo Pesaro am Canal Grande in Venedig, ich bin meiner Einsamkeit, meines Inkognitos satt. Im Palazzo Pesaro wird aber der willkommenste Gast Baron von Uchtenhagen sein."

„Also auf heute! auf immer meine . . . gestatten Sie, daß ich Ihnen den Namen gebe, den ich Ihnen in Gedanken vom ersten Augenblick, als ich Sie sah, beilegte?"

„Der wäre?"

„Meine Marmorkönigin."

Tatiana lächelte zu Albert's Worten.

Dann reichte sie ihm die Hand und sie schieden.

Die Fürstin hob die verhüllenden Stoffe von einem der Fenster und schaute hinaus in den grauen, feuchten Morgen, grünlich schimmerte die Lagune jenseits des öden mit Schutt und Trümmer bedeckten Landes.

Bald wurde die hohe stattliche Gestalt eines Mannes sichtbar. Aufrecht, ohne hinter sich zu blicken, schritt Albert dem Strande zu.

Tatiana hielt sich die Hand an die Brust, um eine eigenthümliche, schmerzliche Bewegung zu unterdrücken.

„Seltsames Gefühl", dachte sie, „das man Liebe nennt, kannst du nie leben? kannst du nie sterben? die Menschen tödten dich fortwährend und die Natur läßt dich immer wieder auferstehen."

Albert irrte eine Weile am öden Strande, bis er eine Barke fand; die traurige Umgebung stimmte ihn düster, er fühlte sich überreizt, bleischwer.

Während Albert nach Venedig zurückfuhr, ließ Tatiana gelben Thee und ihr Nargileh bringen.

Zurückgelehnt auf den Polstern des Divans, rauchte sie langsam in kleinen Zügen, die blauen, duftenden Wölkchen durch ihre Lippen lassend.

Ihre Seele blickte in das Land der Verheißung, in das Feenland Zukunft, das sich der Mensch ausmalt mit bunten Farben, schmückt mit märchenhaftem Reize, aus dem die geisterhaften Wanderer wiederkehren mit Blumen und Früchten, wie sie nie eine irdische Sonne zeitigte.

Solch ein Feenland ist ein neues Buch, in dem wir gläubig blättern, ein neuer Mensch in unserm Lebenskreise, vor Allem aber — neue Liebe.

Des Herzens Morgenroth vergoldet alle Kuppen, färbt die grauen Fluthen rosig und taucht das Gewölke in purpurnes Licht.

Deshalb glänzt jetzt auch das Auge der Frau, weil das Urschöne in innerer Geistesschau an ihr vorüberzieht.

„Tatiana!"

So weckt der Ruf die sich auf schwindelnder Höhe frei bewegende Nachtwandlerin.

Verschwunden sind die goldenen Träume. Die Deckleuchte brennt fahl in den grauen Tag, selbst die reichen türkischen Stoffe erscheinen verblichen. Auf der Stelle, an welcher sich Albert befand, ist eine hagere Gestalt wie aus der Erde gewachsen. Ein langer schwarzer Talar sinkt an derselben herab, pechschwarze Haare lassen das bleiche Gesicht noch bleicher leuchten, dunkle Augen funkeln unheimlich aus tiefen Höhlen, blicken mit zorniger Liebe auf die Frau, deren glatte Marmorzüge allein unverändert blieben.

„Gespenst oder Mensch, weiche von mir!"

Der Dolch blitzt in der kleinen nervigen Hand.

Da lächelt der Schwarzgekleidete trüb, mit eisernem Griffe packt er das feine Gelenk, Waffe und Hand wie in einer Schraube festhaltend.

„Es ist nicht das erstemal, Tatiana, daß wir uns so gegenüberstehen."

„Morde mich!"

Der Blick der Frau ist drohend, ihren Mund kräuselt Verachtung.

„Ich bin ein Christ und vergieße nicht meines Nächsten Blut, ich bin ein Edelmann und morde nicht feige ein Weib."

„Ja, Sie sind es wirklich, Herkules, Sie bleiben auch Ihrer alten Rolle treu, zwischen mich und jede Lebensfreude als Störer zu treten."

„Welchen Mann wollen Sie wieder in Ihre Netze ziehen?"

„Woher nimmt der Vicomte von Javon das Recht zu fragen?"

„Kraft meiner Sendung, Tatiana, es ist mein Beruf, Seelen zu retten."

„Ja jetzt erst bemerke ich Ihre Metamorphose, der bunte Schmetterling von Weltmann hat sich in einen schwarzen Priester verwandelt."

„Ich brach mit der Welt, Tatiana, der Welt und der Sünde will ich Sie abkämpfen, der Himmel gegen die Hölle."

„O nein, nur Herkules von Javon's thörichte Eifersucht gegen einen Mann, den er für begünstigt hält."

„Sie verstehen es noch immer mit ihrer Zunge Wunden zu schlagen, doch mein Herz ist todt, Sie treffen es nicht mehr."

„Wollen Sie mir vielleicht erklären, welch ein Zufall Sie, den ich zuletzt im Kaukasus sah, hieher nach einer öden Insel der Lagunen führte, um meine Thür zu bewachen und wie es Ihnen gelang, gleich dem Dieb in der Nacht bei mir einzudringen?"

„Die Hand der Vorsehung, Tatiana, die der Ungläubige leugnet und der Gläubige überall erblickt. Sie hat mich auch durch Schmerz zur Erkenntniß gebracht. Als wir uns trennten, Tatiana, stürzte ich mich noch einmal in all den Taumel der Epithymia, des von Gott abgewandten Seins. Nur fand ich stets Bitterkeit, wo ich Freude suchte, meine Unruhe trug ich mit mir herum, schleppte sie in ferne Länder, da fiel mir endlich die Binde von den Augen, ich wurde sehend. Seit die Weihe mein unwürdiges Haupt berührt, lebte ich glücklich. Die Oberen ertheilten mir eine Sendung nach Venedig. Mich in Einsamkeit zu sammeln, kam ich auf einige Tage hieher. Früh morgens wollte ich eine Kirche besuchen, mein Weg führte an Ihrem Hause vorüber und eben öffnete sich die Thür. Ein Mann kam heraus, an dessen erregtem Wesen ich merkte, daß die Leidenschaft von ihm Besitz er-

griffen. Zugleich sah ich den stummen Kasi, den schönen Hund Sgyna, es war der alte wohlbekannte Apparat, mit welchem sich Fürstin Tatiana zu umgeben liebt. Ein Goldstück bahnte mir den Weg zu Ihnen, Sie werden schlecht bewacht von Ihren Dienern; sicher ist nur, wer im Schutze Gottes ruht."

„Nun Sie mich entdeckten, Herkules, was ist Ihre Absicht mit mir?"

„Antworten Sie mir zuerst, was haben Sie mit dem Manne vor, welcher von Ihnen kam?"

„Weiß ich es!"

„Kehren Sie nach Rußland heim, vereinigen Sie sich mit dem jetzt kranken und von seinen früheren Verirrungen zurückgekommenen Fürsten Grusinski, leben Sie für Darinka's Erziehung und ich will zum Himmel beten für Sie."

„Vielen Dank, Herkules, aber ich bleibe in Italien."

„Dann trete ich zwischen Sie und eine neue Sünde."

„So ist es wieder ein Kampf zwischen uns."

„Nicht der erste, Tatiana."

„Nein, nur wurden Sie bis jetzt immer jämmerlich geschlagen."

„Sonst stritt ich für mich, jetzt streite ich für Gott."

„Nun möchte ich schlafen, Herkules, um später am Tage nach Venedig zu übersiedeln. Also auf Wiedersehen, weil es nicht anders sein kann, denn ich fürchte, Sie werden zu irgend einer unziemlichen Stunde, an einem unpassenden Orte mir abermals erscheinen."

Mit leichter Handbewegung grüßend, entschlüpfte die Marmorkönigin.

Den Kopf tief auf die Brust gesenkt, verließ ein zweiter Mann das einsame Haus am öden Strande.

Der Abbé von Javond kniete auf kalten, harten Fliesen und rang um Kraft in heißem Flehen — Tatiana schlief auf weichem Pfühle.

25. Im Palazzo Pesaro.

Zur gewöhnlichen Abendstunde fanden sich einige Getreue bei Gräfin da Mosta ein. Unwillkürlich lenkte sich das Gespräch sogleich auf Adriana, die heute in dem Kreise fehlte.

„Es ist geradezu schändlich, wie Ronneburg es treibt", bemerkte die Dame vom Hause.

„Wenn ein Bettler auf's Pferd gesetzt wird, kam nie noch etwas Gutes dabei heraus", erwiderte Fürst Bromberg.

Albert schwieg, finster und bleich.

„Camillo behauptet, Ronneburg sei der französischen Abenteurerin, dem sogenannten Fräulein von St. Alban, vollständig in's Garn gelaufen."

Bei der gefährlichen Anspielung seiner Mutter entschlüpfte der blonde Husar.

„Spricht Camillo als Augenzeuge?"

Fürst Bromberg freute sich der aufsteigenden Wuth der mütterlichen Löwin.

„Menschlein steh und gib Antwort", war sie im Begriffe, ihrem Sohne zuzudonnern, ebenso majestätisch, wie im Buche Hiob — aber Camillo hatte den besseren Theil erwählt und sich entfernt.

Wo war er nur?

Gräfin da Mosta rief den blonden Husaren, sie suchte ihn, doch ihm war die Flucht gelungen.

„Solche Frauenzimmer verdienen . . ."

„Was denn, Gräfin? daß man sie in einen eisernen Korb stecke und dreimal in's Wasser tauche, wie es früher in Frankreich bei gewissen Damen Sitte war. Oder wären Sie mehr für die feierliche Prozession, bei welcher die armen Dinger Stiche mit spitzigen Eisen erhielten? Wie würden sie stechen, Frau Gräfin?"

„Das kommt Alles davon, daß Sie die Person in Gesellschaft brachten, Elena", wandte sich die Dame vom Hause, Fürst Bromberg's böse Zunge fliehend, an Gräfin Lavagna.

„So schlimm ist es nicht, als Sie es machen, Sofia, was liegt daran, wenn Camillo, oder auch selbst Ronneburg Fräulein von St. Alban zuweilen besuchen? Ich will indessen zugeben, mich in Letzterer getäuscht zu haben."

Den heutigen Abend nahm Albert keine Karte, er saß wortkarg.

Früh brach er auf, zugleich mit Fürst Bromberg.

„Wohin fahren Sie", fragte der lebhafte Mann seinen Gefährten unter dem Wasserthore.

„Palazzo Pesaro", entgegnete Albert.

„Dann haben wir den gleichen Weg, und wenn es Ihnen recht ist, schicke ich meine Gondel zurück."

„Nichts könnte mir angenehmer sein."

„Also Sie besuchen die schöne wilde Prinzessin, welche eine Laune ihren Venusberg im Palazzo Pesaro aufschlagen läßt."

Soweit es die schwache Beleuchtung des Innern der Gondel zuließ, forschten Fürst Bromberg's scharfe geistreichen Augen auf Albert's Zügen. Er entdeckte eine an dem sonst so ruhigen Gesichte ungewöhnliche Erregung.

„Ja, wir wurden im Karneval bekannt. Ich überraschte die Dame bei einem Akt der Großmuth, als sie einem halbverhungerten Knaben eine Börse mit Gold hinwarf."

„Solche Züge kommen häufig in ihrer Chamäleonsnatur vor. Aber ich wette, Fürstin Tatiana kümmerte sich nicht mehr weder um den Schützling, noch um ihr Geld."

„Der Knabe ist jetzt bei meinem Gondolier Peppo untergebracht, er gedeiht, das Geschenk der Fürstin legte ich ihm als kleinen Nothpfennig an.

Uebrigens thun Sie der Dame Unrecht, sie fragte mich nach dem Kinde."

„Zu berechnen, was Fürstin Tatiana unter gegebenen Umständen thut oder nicht thut, übersteigt menschliche Kraft, weil es für Launen überhaupt keinen Maßstab gibt. So hielt sie sich zum Beispiel einige Wochen hier in der Nähe verborgen, sogar vor mir, ihrem alten Bekannten, und heute citirt sie mich plötzlich, mit dem Bemerken, sie wolle Jedermann kennen lernen."

„Sie kennen Fürstin Tatiana's Vergangenheit?"

„Ja, ziemlich genau, denn ich war ein Freund ihres Vaters. Diesem ist eine lächerliche Geschichte begegnet, als er seine halb barbarische Herrlichkeit in Europa spazieren trug. Er aß bei einem deutschen Souverän zu Mittag. Der König wollte den Nachkommen des Czars Vahtang anreden und der Majestät fiel nichts ein; da wurden eben Störe servirt, dies half dem fürstlichen Wirth zu der Frage: Prinze avez vous aussi des estus geans an Caucase? Stellen Sie sich nun die Lachlust der Tafel vor, als der Cirkassier entschlossen antwortet: „O ja, Sire, ich bin selbst einer gewesen." Mein wilder Prinz hatte gemäß der stark germanischen Aussprache des Königs Sergent verstanden."

„Der Vater der Fürstin Tatiana diente in der russischen Armee?“

„Er unterwarf sich mit seinem Stamme und empfing Bestätigung seines fürstlichen Ranges, nebst einer bedeutenden Pension. Sein einziges Kind Tatiana vermählte er mit dem ebenfalls unterworfenen Häuptling eines russischen Stammes. Aber die schöne Tatiana wollte sich trotz dem Korps von französischen und englischen Erzieherinnen, von deutschen Pedanten, nebst Musikanten nicht zähmen lassen. Sie schwärmte am russischen Hofe von der Freiheit Cirkassiens, von Tamara der Großen. Ueber wen sie aber niemals schwärmte, das war Fürst Grusinski. Selbst der milde Kaiser Alexander sah sich veranlaßt, die Dame auf Reisen zu schicken, unter seinem strengern Vater wäre sie gewiß nordwärts gewandert!“

„Seltsames Schicksal für eine Frau, so allein und verlassen in die Welt hinausgeschleudert zu werden, dabei so schön, so reich, so hochgestellt!“

„Hm, Fürstin Tatiana weiß sich zu helfen!“

„Verlachen Sie meine Ansicht, Fürst Bromberg, aber mir erregt die Frau neben lebhaftem Interresse auch Mitleid und ich halte Fürst Grusinski für einen Elenden, daß er nicht im Stande war, der herrlichen Gattin Liebe einzuflößen.“

„Ihr Urtheil dünkt mir bestochen, Uchtenhagen, und ich kann meine frühere Warnung nur wiederholen: hüten Sie sich vor Fürstin Tatiana!"

„Soll ich eine Frau fürchten?"

„Fürchten, nein; aber Unruhe, Aufregung, möglicherweise schlimme Verwicklungen fliehen. Ich erhielt heute noch einen sonderbaren Besuch wegen der Fürstin."

Hier brach der alte Veteran des Weltlebens ab, er that sich gewaltsam Einhalt, er fand, daß er bereits zu viel gesagt habe.

„Sie wissen mehr, als Sie äußern wollen, Fürst Bromberg?"

„Lassen wir die Geschichte ruhen, Uchtenhagen, nur weil Sie mir sehr lieb sind, bestehe ich darauf: nehmen Sie sich in Acht. Tatiana ist keineswegs frei, sie wird von ihrer Regierung, von ihrem Gatten und noch von einer dritten geheimnißvollen, ich möchte sagen gefährlichern Macht überwacht."

„Arme Frau, kein Wunder, wenn sie sich nach einem Freunde sehnt", dachte Albert.

Sie landeten nun und stiegen rasch die Treppe hinan.

Im Vorsaal ergriff noch Bromberg Albert's Rockknopf.

„Ihr Ehrenwort, Uchtenhagen, daß Sie über Alles, was ich äußerte, gegen Tatiana schweigen; ich bin ein alter Mann und möchte Ruhe haben."

Albert leistete lächelnd das geforderte Versprechen.

Sie wurden in einem großen Salon empfangen, welcher gegen das türkische Boudoir zu offen stand. Darinka und das unvermeidliche Heer von Anhängseln, wie sie die reichen russischen Haushalte gewöhnlich beherbergen, waren anwesend.

Albert beachtete es nicht, daß die leuchtenden Augen des Mädchens, das übrigens weit minder schön war als die Mutter häufig wie bewundernd an ihm hingen.

Dagegen bemerkte dies Fürstin Tatiana um so besser.

Sie schickte nach einiger Zeit Darinka mii dem ganzen Troß unmuthig fort.

Gleich darauf gewann sie ihre reizende Lebendigkeit wieder.

„Wir müssen jetzt ernsthaft arbeiten", sagte sie zu den zwei Herren.

Es wurden die Namen der Personen verzeichnet, die entweder Fürst Bromberg in den Palazzo Pesaro führen sollte, oder solche, deren Stellung einen persönlichen Besuch der Neuangekommenen er-

forderte. Zur gesellschaftlichen Räthin wurde Gräfin Lavagna bestimmt. Beinahe jeder Name bot Fürst Bromberg zu pikanten Bemerkungen Anlaß.

Sie gelangten zu Baronin von Ronneburg.

Bei Adriana enthielt sich der alte Herr jedes Witzes.

„Hat die Dame keine Geschichte?“ forschte Tatiana, indem ihre unruhigen Augen forschend auf Albert's ernstwerdenden Zügen hafteten.

„Gräfin Adriana Partecipazio ist meine Freundin von Jugend an, sie schloß vor Kurzem eine unbesonnene Heirath mit einem Fremden.“

„Sie hätte vielleicht besser gethan, ihren Nachbar und Freund zu wählen.“

„Ich denke ja, Fürstin, es wäre für beide Theile besser gewesen.“

Tatiana's Hand zerknitterte nervös ein Blatt Papier, ihr Blick flammte wild auf und der Athem kam stoßweise aus ihrer Brust. Albert beachtete dies nicht, seine Gedanken waren fortgewandert in den Palazzo Partecipazio.

Der Fürst erheiterte die trübe Stimmung mit einer Anekdote.

Es wurde spät, bis Tatiana ihre Gäste entließ, sie hielt dieselben noch mit einem ausgesuchten

Nachtmahle zurück. Als sie endlich aufbrachen, wandte sich die Fürstin an Albert:

„Ich habe Ihnen noch die vier Worte der italienischen Komödie zu sagen."

Fürst Bromberg glitt aalglatt hinaus.

„Nun gestehen Sie, Albert, ich will Ihre Vergangenheit, wie Ihre Zukunft kennen, Sie liebten Adriana?"

„Fürstin, gewissermaßen liebe ich sie noch."

„Dies mir!"

„Beruhigen Sie sich, Tatiana, und hören Sie mich gelassen an, mein Gefühl für Adriana gleicht in Nichts dem, was ich für Sie empfinde."

Albert ergriff Tatiana's Hand, führte sie sanft ins türkische Boudoir und nöthigte sie auf den Divan. Hierauf setzte er sich an ihre Seite.

„In unserem kosmopolitischen Mosaikstaate", begann er, „hat der Mensch keine so bestimmte Heimath, keine so ausgesprochene Nationalität, als anderwärts. Mein Name ist deutsch und meine Vorfahren gründeten ein Majorat in Steiermark; allein mein Großvater, ein verdienstvoller General im österreichischen Heere, erhielt Güterschenkung im Venetianischen. So wanderte meine Familie stets zwischen den beiden Ländern umher, bis die Kränklichkeit meiner Mutter sie zu bleibendem Aufenthalte

unter dem mildern Himmelstriche zwang. Wir Knaben . . ."

Hier hielt Albert plötzlich inne und sein Gesicht schien zu brennen. Die scharfen Augen Tatiana's verließen ihn keine Sekunde.

„Ich", fuhr er mit etwas unsicherer Stimme fort, „begann Venedig als meine wahre Vaterstadt anzusehen und zu lieben. Zwar habe ich dem Wunsche meines Vaters entsprechend auf deutschen Universitäten studirt und die bessere Einrichtung des Betriebs meiner Eisenwerke hielt mich mehrere Jahre in Deutschland fest, doch zog es mich stets mächtig zurück ins Lagunenbecken. Mit Venedig war aber für mich unabänderlich Adriana verbunden. Wir pflegten als Kinder zusammen zu spielen, ich überkletterte die Mauer in ihren Garten oder sie kam zu mir herüber. Sie war mir Gefährtin, Schwester, Freundin, und ich sah in ihr die passendste Gattin. Ehe ich mich noch erklärte, hat Adriana anders entschieden. Dies ist die volle Wahrheit, Tatiana."

„Hm, solche zahme Gefühle würde ich kaum Liebe nennen."

„Es gleicht auch nicht dem Fieber, das Sie in mir entzündet. Die Neigung für Adriana war eine Brise, die meine Lebensbarke sanft schaukelte. Jetzt hat ein wilder Sturm, aufwühlend alle Tiefen, mich

erfaßt und wer kann wissen, wohin er mich wirbelt.“

„Das ist Liebe, Albert! Liebe ist ein großes Feueropfer, in dessen Flammengluthen erstickt jedes Vorher und Nachher. Sie leuchtet, wärmt und verbrennt, läßt nur Ruinen, Aschenhaufen, verkohlte Trümmer zurück.“

„So wie Sie dieselbe schildern, wie Sie dieselbe einflößen, ist es Wahnsinn, Tatiana.“

„Ihre Vernunft sträubt sich dagegen, Albert? Sie möchten kalt das Glück abwägen und abmessen?“

„Nein, Tatiana, es ist ein süßer Wahn, von dem ich niemals zu genesen wünsche.“

„Albert, nichts soll uns trennen!“

„Trotzdem liegt eine Kluft zwischen uns, Tatiana.“

„Eine Kluft, die der Wille schließen, die der Wille überspringen kann.“

„Sie haben andere Bande geschlossen, gehören einer andern Heimath an, und eine geheimnißvolle Macht schwebt über Ihnen.“

„Wer? wer hat Ihnen davon gesprochen?“

„Gleichviel, wenn dem so ist!“

„Vernehmen Sie, es gibt keine Macht auf Erden, die mich nur eine Linie von meinem Wege abbringen kann."

„Sonst theilen Sie mir Nichts mit, Tatiana, immer noch Geheimnisse für mich?"

„Albert, auch Sie schweigen über Manches."

„Was wirklich mir gehörte, was mich allein betraf und worüber nicht die Ehre meine Zunge fesselt, habe ich Ihnen vertraut."

„Es ist eben ein Fatum, das über uns waltet, jeder von uns hat schon sein eigenes Leben gelebt, aber fortan soll unser Dasein zwei Strömen gleichen, die alle Hindernisse mit sich fortreißend, aus verschiedenen Ursprunge herbeibrausen und incinanderfließend sich einigen."

„So sei es, Tatiana."

Als Albert schied, stürzte die Fürstin zurück an den Tisch im Salon. Sie wühlte unter den Papieren, die noch darauf lagen, durchflog mit heißen, brennenden Augen die Listen und suchte Adriana's Name.

Die feine, weiße Hand Tatiana's malte dann ein Kreuz neben das Wort Adriana.

„Ich theile nicht das Herz eines Mannes mit

einer andern Frau", murmelte sie wie selbstvergessen.

Albert erreichte in fahlem Morgenlichte seine Gondel, der feuchte Wind strich über die heiße Stirn! Seit Tagen zog Albert die Bilanz seines Thuns nicht mehr, ein Lebenssturm hatte ihn erfaßt, unter dem auch der Starke das Haupt beugt.

Ende des zweiten Bandes.

Wichert, Ernst, Schuster Lange. Störungen. Ein kleines Bild. Gesammelte Erzählungen. I. u. II. Bd. 8. broch. 4 Mark 50 Pf.

Wichert, Ernst, Das grüne Thor. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 13 Mark 50 Pf.

Winterfeld, A. v., Der Fürst von Montenegro. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 10 Mark 50 Pf.

Winterfeld, A. v., Die Unzertrennlichen. Humoristischer Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 12 Mark.

Winterfeld, A. v., Schwarze Menschenbrüder. Humoristischer Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 13 Mark 50 Pf.

Gerstäcker, Friedrich, Die Blauen und Gelben. Ein Lebensbild aus Ecuador. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 9 Mark.

Gerstäcker, Friedrich, Der Erbe. Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 9 Mark.

Wichmann, Paul Victor, Herzog Heinrich von Rohan. Historischer Roman. 5 Bde. 8. eleg. broch. 20 Mark 25 Pf.

Druck von G. A. Brodmann in Erfurt.

Reitzenstein, Fanny,

Ein Ehestandsdrama Roman von Franz von Nemmersdorf

Bd.: 2

Jena 1876